



Ausgabe 1/2014 Nr. 13
7. Jahrgang



glauben & denken heute



Mein Lehrer Georg Huntemann
Eigentum als Schöpfungsordnung Gottes
Neuneinhalb Thesen für Martin Luther
Rezensionen

Zeitschrift für Freunde des Martin Bucer Seminars

glauben & denken heute

Zeitschrift für Freunde des
Martin Bucer Seminars

Martin Bucer Seminar

(Bonn, Innsbruck, Istanbul, Prag, Zürich)

Träger:

„Martin Bucer Seminar“ e.V.
Huchenfelder Hauptstr. 90
75181 Pforzheim, Deutschland
Eingetragen beim Amtsregister Pforzheim
unter der Nummer VR1495

Geschäftsführer:

Manfred Feldmann

Herausgeber:

Prof. Dr. Thomas Schirmmacher (ts) (visdP)

Leitender Redakteur:

Ron Kubsch (rk)

Weitere Redaktionsmitglieder:

Titus Vogt (tv), Johannes Otto (jo),
Dr. Daniel Facius (df),

ISSN: 1867-5573

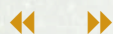
Textbeiträge:

Manuskripte sind ausschließlich per
E-Mail mit den zugehörigen Dateien
im RTF-Format an die Redaktion von
glauben & denken heute zu senden:
gudh@bucer.eu.

Inhalt

• Editorial (Ron Kubsch)	3
• Mein Lehrer Georg Huntemann (Prof. Dr. Thomas Schirmmacher)	4
• Eigentum als Schöpfungsordnung Gottes (Prof. Dr. Dr. Georg Huntemann)	9
• Über die Dreieinigkeit (Prof. Dr. Thomas K. Johnson)	13
• „Ein neues normatives Familienmodell“ (Prof. Dr. Thomas Schirmmacher)	22
• Neuneinhalb Thesen für Martin Luther (Dr. Daniel Facius)	35

Rezensionen: • Thomas Christian Kotulla: Die Begründung der Welt (Dr. Daniel Facius) 43 • Hubert Böke: Die Trauersprechstunde – Was in der Trauer weiterhilft (Simon Hähle) 45 • Manfred Lang: Paulus und Paulusbilder (Micha Heimsoth) 47 • David F. Wells: God in the Whirlwind (Hanniel Strebel) 50 • Ron Kubsch und Matthias Lohmann (Hrsg.): Schätze der Gnade (Andreas Münch) 53 • Birgit Knatz: Handbuch Internetseelsorge (Ron Kubsch) 55 • Jörg Frey und Angela Standhartinger (Hrsg.): Friedrich Avemarie. Neues Testament ... (Ron Kubsch) 56 • Stephen Westerholm: Justification reconsidered (Ron Kubsch) 59 • Robert Spaemann: Meditationen eines Christen (Ron Kubsch) 64





Glaube mit Herz

Liebe Freunde,

gern unterscheiden wir gemeinsprachlich zwischen Kopf- und Herzenswissen. Das Kopfwissen ist sachlich akademisch (also die Theorie), das Wissen des Herzens eher fürs Gemüt, etwas, was uns intuitiv berührt und uns in Bewegung setzt (also zum Handeln antreibt).

Die Bibel trifft diese Unterscheidung so nicht. Sowohl im Alten als auch im Neuen Testament umfasst das Wort „Herz“ – wie wir heute sagen würden – das Zentrum der Persönlichkeit. Es geht um die Schaltzentrale, zu der Denken, Wollen und auch Fühlen gehören. Wenn der Lehrer in den Sprüchen sagt: „Gib mir, mein Sohn, dein Herz und lass deinen Augen meine Wege wohlgefallen“ (Spr 23,26), meint er: „Schenk mir deine ungeteilte Auf-

merksamkeit, höre als ganzer Mensch auf mich und vertraue mir!“ Die Bibel überwindet die Aufspaltungen von Gemüt und Verstand, Wissen und Glaube oder Geist und Leib. Andacht und Studium sind beispielsweise keine zwei getrennten Lebenswelten, sondern bleiben aufeinander bezogen.

Der Lehrer in den Sprüchen ist ein Bild für den Lehrer aller Lehrer. Gott, der Lehrer schlechthin, möchte nicht nur den äußerlichen Gehorsam seiner Schüler, er will, dass seine Kinder ihm vertrauen, ihm ihr ganzes Herz öffnen. Gott interessiert sich nicht nur für die Randzonen unseres Lebens. Er will nicht unser Geld, unseren Verstand, unsere Gefühle, unsere Gaben oder unsere Zeit. Gott will unser Herz, denn er ist unser Leben (vgl. Joh 11,25).

Niemand von uns sollte sein Herz vorschnell verschenken. Wir wissen, wie tief wir enttäuscht werden können, wenn wir jemandem vertrauen, der nicht vertrauenswürdig ist. Ich treffe heute oft Menschen, deren Vertrauen auf schroffe Weise missbraucht worden ist. Wer einmal so eine Erfahrung gemacht hat, lernt Vorsicht und schützt verständlicherweise sein Herz vor dem Zugriff anderer. So ein Rückzug in die Burg schränkt allerdings auch ein und sollte kein Dauerzustand bleiben. Glaube wächst im Risikobereich, also dort, wo wir uns verletzbar machen. Wie kann das gehen? Die Antwort lautet: Gott ist vertrauenswürdig. Unser Herz ist bei ihm gut aufgehoben. Auf ihn und sein Wort ist Verlass. Wenn unser Herz Gott gehört, dann können

wir Gottes Wege mit uns erkennen. Ja mehr noch, dann haben wir sogar Gefallen an den Wegen, die Gott uns führt. Wer sich bei Gott aufgehoben weiß, kann aus der Burg heraustreten und sich dem rauen Wind des Alltags stellen.

Von Augustinus stammt das wunderbare Bekenntnis: „Unruhig ist unser Herz, o Gott, bis es Ruhe findet in dir“ (conf. 1,1). Wenn das Herz seinen Anker in der Güte und Gnade Gottes gefunden hat, sieht man auch die sperrigen Wege mit anderen Augen.

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen eine inspirierende Lektüre dieser Ausgabe von glauben & denken heute!

Ron Kubsch

Prof. Dr. Thomas Schirrmacher

Mein Lehrer Georg Huntemann

Persönliche Anmerkungen



Am 13.2.2014 starb mein Lehrer Prof. Dr. theol. Dr. phil. Georg Huntemann (*10. Juni 1929) im Alter von 84 Jahren. Dazu meldete der Weser Kurier vom 20.2.2014: „Pastor Georg Huntemann, einer der umstrittensten konservativen evangelischen Theologen in Deutschland, ist tot. Er sei am Donnerstag vergangener Woche im Alter von 84 Jahren gestorben, teilte die Bremer St.-Martini-Gemeinde gestern mit. Huntemann war unter anderem strikt gegen die kirchliche Segnung homosexueller Paare und gegen die Ordination von Frauen. Er war von 1974 bis 1987 Pastor der Martini-Gemeinde.“ [http://www.weser-kurier.de/bremen_artikel,-Georg-Huntemann-gestorben-_arid,784266.html]. Das also bleibt aus der Sicht des ‚Zeitgeistes‘, den Huntemann ein Leben lang

brandmarkte, von einem schaffensfrohen Leben mit Jahrzehnten der Hochschullehrtätigkeit und mehr als 30 Büchern!

1978–1982 war Huntemann mein Lehrer in Basel, 1991–1996 mein Kollege und Mentor in Basel, wobei ich für 2 Semester die Ethikseminare von ihm übernahm und wir Blockunterricht in Basel in dieselben Wochen legten. Eigentlich sollte ich ihn 1995 ganz beerben (und zugleich nach dem Wunsch des Rektors der STH, Samuel Külling, dessen Nachfolger werden), aber während wir schon alle für die Ankündigung der Amtsübergabe da saßen (siehe Foto – Huntemann rechts von mir) verkündete der Rektor, Gott habe ihm nach 25 Jahren Rektorat noch einmal 25 Jahre geschenkt. Wir haben das alle eher humorvoll genommen, dennoch beendete ich daraufhin friedlich meine vereinbarten Lehrverpflichtungen in Missions- und Religionswissenschaft und Ethik an der STH und gab die Ethik an Huntemann zurück, der nun statt des erwünschten Ruhestandes weitere Jahre Ethik

Requiescat in pace

Am 13.2.2014 starb mein Lehrer Prof. Dr. theol. Dr. phil. Georg Huntemann

unterrichten musste, während er an der ETF Leuven die Ethik an seinen einstigen Doktoranden Patrick Nuellens übergeben konnte. (Erst ein Semester später gab es über mein Ausscheiden aus der STH leider eine Pressedebatte in der Schweiz, in der Külling Stellung gegen mich nahm, er hat sich aber kurz vor seinem Tod anlässlich einer Tagung auf St. Chrischona bei mir entschuldigt und sich mit mir versöhnt.)

Ausgerechnet durch die Begegnung mit dem ebenso wortgewaltigen Billy Graham wurde Huntemanns liberales theologisches Weltbild 1963 erschüttert – und das, wo er eigentlich gekommen war, um ihn zu kritisieren. Er experimentierte mit russisch-orthodoxer Liturgie und Weihrauch, endete aber letztlich in der reformiert-calvinistischen Tradition Bremens. Er predigte über Sexualethik und Satan und begann die liberale Volkskirche zu attackieren, schrieb

schließlich sein erstes Buch „Angriff auf die Moderne: Christusglaube zwischen gestern und morgen“ (1966) und das alles in einer traditionsreichen liberalen Gemeinde mit zwei sehr liberalen Kollegen. 1967 schließlich complimentierte ihn St. Remberti hinaus, sechs der zwölf „Diakone“ (entsprechen Presbytern) traten zurück, als die Gemeinde erklärte, sie sei zwar seit Jahrhunderten ein Hort völliger „Glaubens-, Gewissens- und Lehrfreiheit“, „in der Überlieferung von St. Remberti aber werde das Evangelium im Sinne eines freien Protestantismus vertreten und diese Glaubensrichtung wolle man ‚in Geschlossenheit auch für die Zukunft gewahrt wissen“ [http://www.zeit.de/1967/41/sex-satan-suende]. Die ZEIT berichtete 1967 darüber und schrieb unter anderem: „Gemeinsam mit zwei Amtsbrüdern hat Georg Huntemann zehn Jahre lang bei St. Remberti gewirkt, bei einer Gemeinde, der

– so der dienstälteste Remberti-Geistliche – ‚von ihrer liberalen Tradition her, Liturgismus und Klerikalismus ein Greuel ist‘. Nach Ansicht seines theologischen Gegenspielers hat Huntemann sich vom ‚Liberalen‘ zum ‚Fundamentalisten‘ entwickelt und damit die Gemeinde an den Rand einer ‚vergiftenden Spaltung‘ gebracht.“ [dito] So wechselte Huntemann mit 38 Jahren aus St. Remberti unfreiwillig in die Außengemeinde Epiphania, um dann schließlich dauerhaft 1974 bis 1987 in die Gemeinde seiner ersten Berufserfahrung, die alterwürdige Innenstadtgemeinde St. Martini zurückzukehren, in der auch die Trauerfeier stattfand.

Natürlich ist Huntemann als Volkskirchler nur im Rahmen der Bremischen Kirche zu verstehen, die sich von allen anderen deutschen Landeskirchen darin unterscheidet, dass in ihr die Unabhängigkeit der Ortsgemeinde höchstes

Prinzip ist und die deswegen keine mit den anderen Landeskirchen vergleichbare Kirchenleitung hat. In Bremen kann sich jedes Kirchenmitglied zudem frei ohne Parochiezwang aussuchen, welcher Gemeinde es angehören will, so dass sich etliche Richtungsgemeinden herausgebildet haben.

Seit 1970, dem Gründungsjahr der „Freien Theologischen Akademie“ in Basel, der späteren Staatsunabhängigen Theologischen Hochschule (STH), lehrte er dort bis zum Jahre 2004 als Ordinarius für Ethik und Apologetik. Daneben hatte er auch eine Professur an der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Leuven (Belgien).

Meine ersten beiden größeren Werke, den „Römerbrief“ (Huntemann auf dem Buchumschlag: „Wirklich ausgezeichnete Gedanken und Durchblicke ... fast geniale Perspektiven“) und die „Ethik“ (dito: „Ein theologisches Meisterwerk – nimm und lies“) hat Huntemann sehr gefördert, auch wenn ich weiß, dass er solche übertreibenden Formulierungen immer mit einem Schmunzeln von sich gab. Trotzdem rechne ich ihm dies um so mehr an, als ich nicht immer auf seiner Linie lag, er mich bisweilen zu leisetretterisch fand, er vor allem aber eher die großen Linien ausführte, nicht aber das „pietistische Klein-Klein“, wie er es nannte, während ich mich gerade für ein Zusammengehen meiner pie-

tistischen Herkunft mit reformierter Weltanschauung und weltoffenerer, ökumenisch informierter, akademisch abgesicherter Ethik bemüht habe und deswegen Ethik immer auch als Heiligung verstand und verstehe.

Dass sein „Biblisches Ethos im Zeitalter der Moralrevolution“ (1999) erst fünf Jahre nach meiner „Ethik“ – und zwar in derselben blauen Lehrbuch-



Während wir schon für die Ankündigung der Amtsübergabe dasaßen verkündete der Rektor, Gott habe ihm nach 25 Jahren Rektorat noch einmal 25 Jahre geschenkt.

reihe bei Häussler – erschien, war sehr schade, aber er war die Art von Professor, die ihr Hauptwerk erst zum Schaffende hin schreibt.

Huntemann verstand und bezeichnete sich immer wieder als „einzigen real existierenden Rechtsbarthianer“, war aber bereit, dass auf mich auszudehnen. Wer die Häufigkeit der Erwähnung der Ethik Barths (aber auch von Dietrich Bonhoeffer und Emil Brunner) in meiner „Ethik“ von 1994 kennt, kann diese Linie bis zu mir weiterverfolgen. Das gilt übrigens ebenso für seinen Doktorvater

in der Philosophie, den jüdischen Religionsphilosophen Hans-Joachim Schoeps, dessen Spuren sich direkt zu meinen Untersuchungen zum Nationalsozialis-

mus (vor allem „Hitlers Kriegsreligion“) verfolgen lassen. Die Prägung durch Schoeps ließ Huntemann – ebenso wie später mich – immer eine Hochachtung vor dem alttestamentlichen Judentum und dem Alten Testament und seiner Torah haben – ganz gegen den Trend liberaler und mancher frommer theologischer Richtungen. Die Bibel ist für mich bis heute als Torah die Verfassung der Kirche, die wie eine moderne Verfassung als schriftliche Vorgabe, die über allem steht, menschliche Autorität beschränkt.

Huntemanns Sicht von Dietrich Bonhoeffer („Der andere Bonhoeffer“, 1989) habe ich mit Überzeugung fortgeschrieben („Die vier Mandate: Hochaktuelles Kernelement biblischer Ethik“. S. 7–38 in: Thomas Schirrmacher [Hg]. Die vier Schöpfungsordnungen Gottes: Kirche, Staat, Wirtschaft und Familie bei Dietrich Bonhoeffer und Martin Luther. VTR: Nürnberg, 2001; „Vorwort“. S. 5-18 in: Hans-Arved Willberg u. a. Einer von uns? Evangelikale Beiträge zu Theologie und Leben Dietrich Bonhoeffers. VTR: Nürnberg, 2006; als Sonderdruck: „Einer von uns? Beiträge zu Theologie und Leben Dietrich Bonhoeffers“, MBS Texte 68. Bonn: Martin Bucer Seminar, 2006, auch unter <http://www.bucer.de/ressourcen/mbs-texte.html>).

Die Schüler Huntemanns unter den Inhabern akademischer Ethiklehrstühle könnten unterschiedlicher nicht sein,

auch wenn sie alle im weiten reformierten Orbit beheimatet sind. Christian Frei, sein einziger Doktorand an der STH Basel, kommt inhaltlich Huntemann vermutlich am nächsten und hat heute Huntemanns Lehrstuhl inne. Patrick Nuellens, sein einziger Doktorand an der ETF bringt intensiv evangelikale Theologie mit der akademischen ethischen Debatte aller Fachrichtungen ins Gespräch und formuliert ethische Grundwerte so, dass selbst nichtchristlich orientierte Fachkollegen sie nachvollziehen können. Huntemann wäre das nicht bekenntnishaft genug und nicht genügend von der unfehlbaren Schrift aus argumentierend gewesen, aber er hätte sehr begrüßt, dass die philosophische Debatte geführt wird und Ethik hier vom Allergrundsätzlichsten her denkt. Jürgen-Burkhard Klautke dagegen hat den Weg gewählt, Huntemann an Kampfgeist und Schärfe noch zu überbieten. Huntemann hätten da die akademische Weite und der Einbezug nichttheologischer Fächer gefehlt, aber die Angriffigkeit der Sprache hätte ihn eher an seine eigene erinnert. Beides war nicht mein Weg. Von Jahr zu Jahr weniger ‚auf Krawall gebürstet‘ (wie noch bis in die 1990 Jahre), immer mehr in ökumenischer und säkularer Literatur aller Art belesen, für Huntemann zu sehr an Detailexegese und ethischen Einzelfragen („Darf ein Christ schwören?“) interessiert („Sie müssen den großen

Wurf machen, nicht das Klein-Klein studieren.“), daneben dann natürlich zusätzlich in der angelsächsischen Theologie bewandert und mehr und mehr an weltweiter Theologie interessiert, *bin ich doch theologisch in Huntemanns Orbit verblieben und kein Theologe unter meinen Lehrern hat mich so geprägt*. Zwar trat die religionssoziologische Prägung durch Hoheisel (<http://www.thomasschirmmacher.info/archives/1733>), Funke (<http://www.thomasschirmmacher.info/archives/1654>) und den noch lebenden Peter Berger (<http://www.thomasschirmmacher.info/bilder/vorbilder?pid=20>) hinzu, aber all das fügte sich eher in den von Huntemann vorgegebenen weltanschaulichen Weitblick ein.

Neun Dinge hat mir Huntemann zudem unbewusst vererbt – was mir erst viel später klar geworden ist.

1. Das buchstäbliche Leben in einer großen Privatbibliothek, da auch bekennende Theologie zunächst so viel wie nur möglich auf Freund und Feind, lebend oder verstorben, aktuell oder vor 1800 Jahren verfasst, hört.
2. Das Bewandertsein in einem weiteren nichttheologischen Fach neben der Theologie – bei ihm die Philosophie, bei mir die Soziologie und Vergleichende

Religionswissenschaft. Dass an unserer „bibeltreuen“ Hochschule mehrere Professoren lehrten, die zweimal promoviert hatten (z. B. Eberhard Grossmann plus Psychologie, Friso Melzer plus Germanistik, Georg Huntemann plus Philosophie), war aus meiner heutigen Sicht ein Glücksfall, der der engen Theologie gewollt oder ungewollt dann doch eine große Weite gab. Nuellens schreibt in seinem erwähnten Nachruf auf Huntemann: „Georg Huntemann studierte Theologie in Hamburg, Erlangen, Zürich, Tübingen, Göttingen und Bern. Er erwarb zwei Dokortitel. Sein Wissen über die Theologie in Deutschland war schlichtweg phänomenal. Aber auch in der Philosophie war er sehr bewandert. Sein Dialog mit den Schriften Martin Heideggers und Friedrich Nietzsches war kreativ und innovativ. Huntemann war ein europäischer Intellektueller, der Philosophie, Kulturwissenschaften und Theologie in seinem Schaffen miteinander in Beziehung setzte.“

3. Für Huntemann war Theologie immer vor allem Weltanschauung im umfassendsten Sinne als Erklärung der Welt, des Menschen, der Geschichte. Damit trat Theologie einerseits automatisch in Konkurrenz zu allen anderen Weltanschauungen religiöser und nichtreligiöser Natur, war aber auch gefordert, nicht nur individuelle Probleme zu thematisieren, sondern gleichermaßen in die Bereiche Politik, Kunst, Technik, Bildung und vieles mehr hineinzusprechen.

4. Das Zusammenhalten von Pfarramt, das heißt dem aktiven persönlichen Einsatz für die Kirche Jesu Christi vor Ort, mit dem akademischen Lehramt. Seine Vorlesungen trug er wie Predigten vor, seine Predigten waren inhaltliche Schwergewichte, Kanzel und Katheder lagen für ihn – wie für Bucer und Calvin – nicht weit auseinander. Dies war neben seiner rhetorischen Begabung sicher der Grund, warum er jahrzehntelang die Säle in Deutschland, Österreich und der Schweiz mit theologischen Vorträgen füllte, vergleichbar nur etwa mit seinem theologischen Widerpart Eugen Drewermann.

5. Vorbild für Huntemann waren die alttestamentlichen Propheten. Patrick Nuellens bringt es in seinem ausgezeichneten Nachruf auf den Punkt: „Damit komme ich auf eines der wichtigsten Merkmale von Huntemanns Stil und Methode zu sprechen. Für ihn waren Theologie und Ethik immer kontextuell und prophetisch. Sie sind nie abstrakt, sondern immer eine Reaktion auf eine konkrete gesellschaftliche Herausforderung.“ (<http://www.etf.edu/de/nachrichten/nachrichten/in-memoriaprof-em-dr-georg-huntemann>).

6. Die Bedeutung der Leidensbereitschaft für Theologie und Frömmigkeit. Sie prägte sich zwar bei mir eher für den Einsatz für diskriminierte und verfolgte Christen aus, aber das änderte nichts daran, dass Huntemann Leiden an sich

nie im Gegensatz zum Glauben sah und betonte, christlicher Glaube dürfe nie die Bereitschaft zum Leiden ausblenden.

7. Die Bedeutung der Schriftfrage: Die Bibel ist eine Torah, eine Verfassung der Kirche, der – wie bei einer guten politischen Verfassung – alle Menschen unterstehen. Höchste Instanz ist ein Papier, das die höchste Autorität, hier Gott, vertritt. Wer solch einen „papierenen Papst“ nicht will, braucht einen Menschen über der Schrift, gleich ob es der Papst oder eine liberale Theologenkaste ist. Der Heilige Geist wird in der Kirche durch Gottes schriftliches Testament vertreten. Deswegen mag die Schriftfrage in vielen kirchlichen Debatten nicht immer offensichtlich im Mittelpunkt stehen, in letzter Konsequenz tut sie es immer, weil wir unseren Herrn und Meister Jesus Christus nur durch und aus der Schrift kennen. Sein Lieblingstitel, den er immer zu seinem Namen schrieb und der auch auf der Todesanzeige steht, war die alte calvinistische und bremische Bezeichnung „V. D. M.“ = Verbi Dei Minister, Diener am Wort Gottes. Nicht mehr und nicht weniger.

8. Huntemann liebte es, pietistische und evangelikale Heuchelei an kleinen und großen Beispielen aufzuspießen. Dabei ließ er es sich nicht nehmen, sich selbst als Beispiel zu erwähnen. Ironische Bemerkungen

über sich selbst gehörten fest zu jeder Vorlesung. Ständig illustrierte er ‚simul iustus et peccator‘ an eigenen Schwächen. Zugleich kritisierte er das „fromme Kuschen“ vor Titeln, Ämtern und vermeintlich wichtigen Leuten in Kirche, Medien und Politik, insbesondere – eine seiner Standardformulierungen – den „fehlenden Mut vor Bischofsthronen“ und die „aus lauter theologischer Kleinkrämerei“ herrührende „Unfähigkeit der Frommen“, dem historischen Vorbild von Barmen 1934 entsprechend eine Bekenntnissynode zu bilden.

9. Selbstkritisch war Huntemann auch – das hatte er von Johannes Calvin gelernt – gegenüber dem Theologenstand, dessen Berechtigung er bezweifelte und vor dessen Eigenleben er warnte. Immer wieder warnte er mich davor, dass Theologen, auch fromme Theologen, eine der gefräßigsten Spezies seien, die sich oft eher gegenseitig auffräßen, als das Böse in der Welt zu bekämpfen. Zugleich war er selbst ein Vollbluttheologe, der keine Scheu hatte, pointierte Aussagen zu machen. Was Nullens schreibt, kann ich Wort für Wort für mich selbst unterschreiben: „Unsere Gespräche kamen mir oft wie ein Degengefecht vor, aus dem ich zwar leicht verletzt aber dennoch gestärkt herausging. Im Feuer des Gefechtes war ich für Huntemann kein Doktorand oder Kollege, son-

dern ein Mitstreiter, dem er vollkommen vertraute. Hinter der Maske der dramatischen Robustheit verbarg sich ein verletzbarer Mann, der ein großes Herz für Gott und die Gemeinde hatte, ein Mann, dessen Herz von Liebe und Leidenschaft überströmte“. Niemand kritisierte die fromme und kirchliche Welt selbstkritischer als er, niemand war bereit, deutlicher für den Glauben und die bekennende Gemeinde Stellung zu beziehen und Schläge einzustecken. *Diese Symbiose von Selbstkritik und Selbstbewusstsein reformierter und evangelikaler Existenz möchte ich mir auch weiterhin zum Vorbild nehmen.* (©Fotos: Th. Schirmmacher).



Prof. Dr. Dr. Thomas Schirmmacher ...

ist Rektor des Martin Bucer Seminars und lehrt dort Ethik und Missions- und Religionswissenschaften. Er ist außerdem Professor für Religionssoziologie an der Staatlichen Universität Oradea, Rumänien und hat einen Lehrstuhl für Internationale Entwicklung an der ACTS University in Bangalore, Indien.

SEELSORGE
VERTIEFKURS II
2.-7. NOV. 2014

itg.
institut für
theologie und
gemeindegbau

MARTIN BUCER SEMINAR
WEITERE INFO'S HIER ...

Prof. Dr. Dr. Georg Huntemann

Eigentum als Schöpfungsordnung Gottes

Vortrag vor den christlichen Geschäftsleuten in Basel

Sehr geehrter Herr Präsident, meine Damen und Herren, heute komme ich zu Ihnen nicht aus Bremen, sondern aus der Glaserbergstraße hier in Basel. Ich halte mich hier schon eine Woche auf und halte Vorlesungen an der Freien Evangelisch Theologischen Akademie, deren Rektor, Herr Professor Dr. Külling, an diesem Abend in unserer Mitte weilt.

Ich sehe in diesem Dienst eine ganz besondere und wichtige Aufgabe gerade heute, angesichts der Misere der modernen Theologie, die nicht unbedingt den Weg des Gehorsams gegenüber dem Worte Gottes geht.

Neben meiner lehramtlichen Tätigkeit habe ich auch pastorale Aufgaben in der Hansestadt Bremen. Dabei erlebe ich

sehr oft seelsorgerliche Fälle besonderer Art. Es kommen immer häufiger Menschen zu mir, die Angst haben, arm zu werden, ihr kleines oder größeres Vermögen zu verlieren, das in jahrzehntelanger harter Arbeit erworben wurde und ihren Lebensabend sichern sollte. Oft hadern diese Menschen mit Gott. Sie zweifeln an der Gerechtigkeit, weil sie ihr Vermögen durch Inflation und unerträglich hohe Steuerbelastung dahinschwenden sehen.

Es ergab sich, dass ich einmal zufällig, nachdem ich wieder einmal solch eine Klage angehört hatte, in einer Zeitschrift eine Äußerung des Metropoliten von Leningrad, Nikodim, las. Sinngemäß ging es um folgendes: Der Kommunismus steht dem Urchristentum nahe,

erfüllt sogar konkrete Gesellschaftsvorstellungen des Urchristentums, weil es das Privateigentum an den Produktionsmitteln abgeschafft hat. Wir stehen heute vor folgendem Problem. Sind wir heute wirklich noch der Meinung, dass das Privateigentum dem Menschen zusteht und von Christen bejaht werden kann? Oder sollen wir uns als Christen des Privateigentums schämen? Sind wir heute noch bereit, Privateigentum als göttliche Schöpfungsordnung anzuerkennen und als Voraussetzung menschlicher Freiheit zu verteidigen oder sind wir willens, der Tendenz gegenwärtiger Enteignungs- und Sozialisierungs-Programmation gegenüber zu kapitulieren. Sind wir der Meinung, dass das Privateigentum der Wille Gottes ist oder meinen wir, dass

wir als Christen ein schlechtes Gewissen haben müssten, wenn wir Privateigentum – auch an den Produktionsmitteln – haben, begehren, vermehren oder verteidigen. Das ist das Problem.

Wir kennen die zehn Gebote. Jedes Gebot beginnt mit einem »du sollst«. Jedes Sollen setzt aber ein Sein voraus. Die Gebote verteidigen etwas, das ist. Anders ausgedrückt: Die Gebote verteidigen von Gott eingesetzte Ordnungen für diese Schöpfung. Gott hat die Gebote für die Erhaltung seiner Schöpfung gegeben. Das Gebot »du sollst nicht ehebrechen« schützt die Ehe. Das Gebot »du sollst Vater und Mutter ehren« schützt die Familie, und das Gebot »du sollst nicht stehlen« oder »du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus«

schützt das Eigentum. Im Blick auf die Sprache der damaligen Zeit ist mit dem Schutze des Eigentums nicht nur das Konsumeigentum, sondern auch das Produktionseigentum gemeint. Wenn im zehnten Gebot – nach reformierter Zählung – Acker und Vieh als zu schützendes Eigentum aufgezählt werden, dann sind damit die damals gängigen Produktionsmittel als Eigentum ausdrücklich unter den Schutz der Gebote Gottes gestellt. Auch die Vererbbarkeit des Eigentums wird im Alten Testament ausdrücklich geregelt und im Neuen Testament als Selbstverständlichkeit vorausgesetzt. Damit wird gleichzeitig deutlich, dass nach biblischer Gesellschaftsauffassung die Familie wichtiger ist als der Staat. Diese Gedanken bestimmten die christliche abendländische Auffassung im Zueinander von Eigentum, Familie und Staat.

Der Mensch ist nach dem Bilde Gottes geschaffen. Gott ist der Herr des Himmels und Gott ist der Herr der Erde. Wir stehen also nicht unter den Mächten eines Schicksals, wir leben auch nicht in einer anonymen Weltmaschine. Herr der Welt und Herr unseres Lebens ist vielmehr der persönliche Gott, der sich uns offenbart hat, der uns anruft und den wir anrufen können, der seine Anonymität uns gegenüber durchbrach und unsere Anonymität ihm gegenüber überwindet: »ich habe dich bei deinem Namen gerufen,

du bist mein«. An dieser persönlichen Herrschaft Gottes über die Welt soll der Mensch Anteil haben.

Der Mensch ist Person, weil Gott Person ist. Die große Überlieferung unserer abendländischen Tradition gipfelt gerade darin, dass wir Personen sind, weil wir an den persönlichen Gott glauben. Dadurch unterscheiden wir uns von dem Kollektivismus Asiens und der modernen Ideologie, wie Kommunismus, Faschismus oder Nationalsozialismus. Der Kirchenvater Athanasius lehrte schon im 3. und 4. Jahrhundert, dass wir uns nicht Gott als Vater vorstellen, weil wir selber Väter sind, sondern dass das umgekehrt gilt: Wir sind Vater, weil es einen Gottvater im Himmel gibt. Unser Personsein ist ein Abbild des urbildlichen Personseins Gottes.

Für unser Thema bedeutet das, dass der Mensch persönlich über einem ihm anvertrauten Lebensbereich herrschen soll. Genau das bedeutet Eigentum. Wenn ich Eigentum habe, kann ich in freier Verantwortung und Entfaltung meiner Phantasie und Kräfte in die Schöpfung hineinwirken. Eigentum ist Schöpfungsordnung Gottes deswegen, weil nur so der Mensch nach dem Bilde Gottes in dieser Welt handeln kann.

Nun ist durch den Sündenfall auch das Eigentum und der Schöpfungsauftrag des Menschen angegriffen worden. Der Sündenfall bedeutet ja auch Diebstahl gegenüber Gott. In seiner Gier

nach Macht – weil der Mensch Gott gleich sein will – hat er Eigentum aus der Verantwortung gegenüber Gott herausgerissen. Gott und Mitmensch werden zum Objekt seiner Macht, – wir sagen es modern ausgedrückt – zum Objekt seiner Ausbeutung. Missbrauch des Eigentums in der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen und in der Flucht des Einzelnen vor Gott fallen wie dunkle Schatten auf die Schöpfungsordnung, die das Eigentum schützt.

Soll nun deswegen das Eigentum aufgegeben werden? Meint das Neue Testament, wenn es immer wieder die Armut preist, dass hinfort Besitz oder Reichtum die Gottesverbundenheit des Menschen zerstöre? Diese Frage möchte ich durch zwei Gedankengänge beantworten.

1. Das NT weiß in mancherlei Weise davon, dass der Christ um der Nachfolge Christi willen auch verzichten muss. Das, worauf verzichtet wird, ist aber an sich nicht schlecht. Opfer oder Verzicht haben ja nur dann einen Sinn, wenn auf etwas Gutes oder Beglückendes verzichtet wird, Wer auf die Ehe verzichtet, verzichtet auf ein menschliches Gut und wer auf den Besitz verzichtet, opfert eine Schöpfungsgabe Gottes.

2. Es geht im NT nicht darum, das Eigentum abzuschaffen. Bedeutungsvoll ist vielmehr, dass der durch den Glauben erlöste Mensch wieder die rechte Einstellung zum Eigentum gewinnt.

Dazu gehört die Erkenntnis der doppelten Verantwortung, die der Besitz dem Menschen auferlegt: die Verantwortung gegenüber Gott und gegenüber dem Nächsten.

Heute steht das Eigentum in einer dreifachen Herausforderung:

1. Durch das technokratische Denken.
2. Durch den Missbrauch des Eigentums in der Konsumgier.
3. In der Herausforderung des Totalitarismus.

Bedenken wir zunächst die Herausforderung des technokratischen Denkens unseres modernen Zeitalters. Ob wir wollen oder nicht, die Technokratie bestimmt die Gesetze unseres Daseins und Lebens. Der Heidelberger Soziologe Max Weber verstand das Phänomen Technik als einen Prozess der Entzauberung, Vergleichgültigung und Entpersonalisierung unseres Lebens. Technik nimmt die Ehrfurcht vor Gott, weil wir im Bereich des technischen Denkens dem Wahn verfallen, es sei alles machbar, begreifbar und damit in die Hand des Menschen gegeben. Technokratisches Denken führt zur Fiktion der totalen Manipulierbarkeit des Lebens. Da gibt es dann keine Freiheit Gottes, in diese Welt und in unser Leben hineinzuwirken. In allen Dingen erkennt der Mensch nur noch sich selbst. Er wartet nicht mehr darauf, dass er von Gott bei seinem Namen gerufen wird, sondern

steht in der Menschenschlange der Anonymität, um zu hören, wann seine Nummer aufgerufen wird. Es mag an dieser Stelle bedacht werden, dass im Zwange dieses technokratischen Denkens die historische Kritik an der Bibel ansetzte, die noch heute meint, die Gestalt des Wortes Gottes begreifen, erklären und analysieren zu können.

So wie technokratisches Denken die vorgegebene Welt gleichsam auseinandernahm und zu einer neuen sekundären Welt zusammensetzte, zu der manipulierbaren und manipulierten Welt des Menschen, genauso will die sogenannte historische Kritik das Wort Gottes gleichsam vergleichgültigend auseinandernehmen und nach der jeweiligen Weltanschauung eines Jahrhunderts neu zusammensetzen, so dass auch in der Bibel der Mensch nur dem Menschen begegnet.

Sie werden vielleicht fragen, was diese Überlegung mit dem Eigentum zu tun habe. Es hat insofern etwas mit dem Eigentum zu tun, als wir uns ernstlich fragen müssen, ob im Bereich dieses technokratischen Denkens, das alle Bereiche unseres Lebens vergleichgültigt, Eigentum als persönliches Verhältnis zu einem Schöpfungsbereich überhaupt noch denkbar ist. Der Töpfer, der aus seiner schöpferischen Phantasie heraus Dinge schafft, hat zweifellos ein anderes Verhältnis zu dem von ihm Produzierten, als der vielfach zitierte Arbeiter am

Fließband, der innerhalb einer von ihm nicht zu übersehenden Apparatestruktur einen unbedeutenden Handgriff ausübt.

Es ist doch auch etwas anderes, ob ich einen Acker besitze, den ich selbst bebaue, oder ob ich eine Aktie mein eigen nenne, die mir einen Besitz zuweist, den ich nie in meinem Leben gesehen habe und eigentlich auch gar nicht sehen kann. Sagen wir es einfach: Eigentum wird unpersönlich.

Die zweite Herausforderung des Eigentums ist der Missbrauch des Eigentums in unserer konsumlustbetonten Welt. Man könnte auch sagen es gehe um die Flucht vor dem Eigentum, die sich zunächst dadurch charakterisiert, dass die Menschen dieser Zeit zwar wie Kapitalisten leben möchten, dass sie aber nicht bereit sind, als Kapitalisten zu existieren in dem Sinne, dass sie die volle Verantwortung für die Erhaltung und Vermehrung eines Vermögens tragen. Umfragen in den Industrienationen der westlichen Welt haben ergeben, dass der technokratische Nachwuchs im Ingenieurs- und Wirtschaftsberuf fast überhaupt nicht die Absicht hat, eine selbständige Existenz aufzubauen, etwa um in eigener Verantwortlichkeit selbständig ein Unternehmen zu tragen. Überwiegend sind die jungen Leute heute darauf eingestellt, als Manager zwar in leitender, aber nicht in vollverantwortlicher Funktion zu wirken. Wer ist denn heute noch bereit, aus der

Totalität der Verantwortung im Einsatz seines ganzen Vermögens und Könnens, seines Ansehens und der ganz persönlichen Existenz ein selbständiges Unternehmen mit all den Belastungen und Herausforderungen, die damit gegeben sind, durchzutragen? Wer will heute noch freier Unternehmer sein? Ich bin selbst Sohn eines Unternehmers und weiß, was es heißt, ein Unternehmen zu führen, und wie viel Kampf und Sorge in der täglichen Bewährung so etwas mit sich bringt. Das Zerrbild vom bösen, hemmungslosen und genussüchtigen Kapitalisten ist eben Zerrbild oder Ausdruck der Perversion des Kapitalismus. Er trifft aber nicht die Masse jener, die als Eigner von Produktionsmitteln in der Erfüllung eines tiefen sittlichen Pflichtbewusstseins Eigentum entfalten und verwaltet haben.

Was sich heute abspielt, ist dieses: Der Prozess der Degeneration der bürgerlichen Gesellschaft ist vielleicht schon so weit fortgeschritten, dass sich kaum noch die Bereitschaft findet, auf sich selbst gestellt, wirtschaftliche Existenz aufzubauen. Die Flucht vor dieser Verantwortung wurzelt letztlich in der Glaubenslosigkeit des bürgerlichen Menschen. Er vertraut Gott und dem von ihm empfangenen Auftrag nicht mehr, er ist mutlos geworden und muss deswegen damit rechnen, dass er von der Bühne des wirtschaftlichen Lebens abtreten muss.

Wenn aber Eigentum nicht mehr verantwortlich gelebt wird, wie soll man sich dann dem Strom der Auflösung und schließlich Abschaffung des Eigentums durch den Sozialismus entgegenstellen? Wie will man auf die dritte Herausforderung Antwort geben, die ich in diesem Vortrag als die Herausforderung des Totalitarismus formulierte? Schon im Prozess technokratischer Wirtschaftszusammenballung liegt angesichts der Notwendigkeit der Entfaltung komplizierter technischer Systeme und der damit gegebenen Zusammenballung von industriellen Mammutunternehmungen die Tendenz der Konzentration des Eigentums auf der einen Seite und der Proletarisierung und zunehmenden Abhängigkeitsverhältnisse auf der anderen Seite. Nichts aber ist einfacher zu sozialisieren als der Komplex einiger weniger Großunternehmungen.

Die Gefahren, denen wir zu einem Großteil schon erlegen sind oder zu erliegen drohen, sind diese: Steigende Kollektivierung, der Glaube des Menschen daran, dass durch die Vergesellschaftung der Probleme die Probleme aufhören, Probleme zu sein. So wird reglementiert und kommandiert. Schon jetzt sehen wir eine Gesetzesflut auf uns zukommen, die für den einzelnen unübersehbar ist und ihm das Vertrauen in die Gerechtigkeit und seine eigene Freiheit nimmt.

Wenn es zu einer Aufhebung des Privateigentums kommt, wenn der freie Markt Angebot und Nachfrage nicht mehr regelt, dann muss Nachfrage und Angebot programmiert werden. Dann müssen aber auch die Leitwerte festgesetzt werden, nach denen in einer menschlichen Gesellschaft nachgefragt und angeboten werden darf. Dann wird nicht mehr der Einzelne sich für die Werte entscheiden, nach denen er leben will, sondern es wird ihm von einer Diktatur vorgegeben, was er für lebenswichtig und lebenswert halten darf und was nicht.

Täuschen wir uns nicht: Das Ende der wirtschaftlichen Freiheit, das Ende des Privateigentums bedeutet auch das Ende der politischen Freiheit. Wir leben heute in einer Zeit, in der der Sinn für Privateigentum immer geringer wird und die Gefahr droht, dass der Sinn des Menschen für freien verantwortlichen Umgang mit ihm anvertrauten Schöpfungsbereichen langsam abstirbt.

In dieser Flucht vor dem Eigentum liegt Verachtung der Schöpfungsordnung Gottes. Ich muss heute vielen Christenmenschen sagen: Vergesst über der Verkündigung des Evangeliums die Verkündigung des Gesetzes nicht. Vergesst über der Verkündigung der Erlösung durch Jesus Christus nicht die Gebote Gottes.

Was sollen wir tun? Zunächst einmal müssen wir uns ernstlich darüber klar werden, ob wir wirklich bereit sind, zum

persönlichen Eigentum ja zu sagen. Wir müssen uns auf unseren eigenen Mut hin und auf unser Vertrauen Gott gegenüber prüfen. Wir sollten uns als Christenmenschen entscheiden, ob wir bereit sind, für die Schöpfungsordnung Eigentum einzutreten. Dabei ist es nicht Aufgabe des Theologen, wirtschaftliche Leitlinien aufzustellen. Das wäre Dilettantismus. Wir können nur auf Grundsätze, Ordnungen und Gebote verweisen und gleichzeitig die Verheißungen hören. Wenn wir ernstlich Eigentum wollen in Freiheit und Gerechtigkeit, wenn wir uns ernstlich zur Schöpfungsordnung, d. h. zu den Geboten Gottes bekennen, dann werden wir auch Mittel und Wege finden – auch in einer technokratischen Gesellschaft – trotz der drohenden Vergleichgültigung unseres Daseins, Eigentum zu erhalten und allen Menschen zugänglich zu machen. Das uns als unmöglich Erscheinende ist möglich, wenn wir davon überzeugt sind, dass es der Wille Gottes ist.

Es ist heute unpopulär, von Mut zum Eigentum zu sprechen. Es ist ja auch unpopulär, in das Zeitalter der Moralrevolution hinein die zehn Gebote zu verkündigen. Mut zum Eigentum bedeutet aber, dass wir auch die Freiheit vorm Eigentum haben. Wer durch Eigentum fixiert ist, kann dem Eigentum nicht leben. Egoismus und Konsumfixiertheit des Reichen schafft heute leider zu Recht das Bild des bösen und degenerierten

Kapitalisten. Wehe dem, der Vermögen hat und seine Verantwortung gegenüber Gott und dem Nächsten vergisst!

Die Reden Jesu und der Propheten lassen an der Härte des Gerichts keinen Zweifel. Ich gehe so weit zu behaupten, ohne Buße, ohne Lösung von der Konsumgier, ohne Gehorsam gegenüber der Schöpfungsordnung Gottes, ohne Vertrauen gegenüber der Allmacht und Gerechtigkeit Gottes ist Eigentum undenkbar. Ja, ich wage angesichts unserer Situation zu sagen, das Sein oder Nichtsein der freien Eigentumsordnung in unserer unmittelbaren Zukunft ist eine Frage des Seins oder Nichtseins an den Glauben des Gottes, der sich in der Bibel offenbart. Primitiv, aber unmissverständlich ausgedrückt: Das Eigentum ist eine religiöse Frage.

Der Apostel Paulus sagte, er könne Mangel haben und Überfluss, er könne reich und könne arm sein. Hier spricht sich die Freiheit des Christenmenschen aus. Wenn wir uns zu dieser Freiheit im Glauben durchringen, haben wir auch den Mut, in diese Welt verantwortlich hineinzuwirken.

Als Christen wissen wir, dass wir im Tode Abschied nehmen müssen von allem, was wir besitzen. Deswegen ist der Christ durch das Eigentum nicht fixiert. Aber deswegen kann er auch aus der Freiheit des Glaubens um so verantwortlicher und engagierter den Kampf für das Eigentum aufnehmen. Das ist

die Paradoxie des christlichen Glaubens. Je größer die Gelassenheit und Freiheit ist, in der der Mensch dem Eigentum gegenübersteht, um so mehr wird er die Chance haben, Eigentum zu entfalten! Die Alternative zur Freiheit heißt Sklaverei. Ohne Eigentum aber ist Freiheit als Schöpfungsordnung undenkbar. Die Gebote beginnen mit der Verheißung, dass Gott sein Volk aus der Knechtschaft in die Freiheit führt.

Wir stehen heute vor der Entscheidung, ob wir mit den Geboten in der Freiheit leben wollen oder ohne die Gebote in die Sklaverei zurückkehren. Die Verwirklichung dieser Entscheidung hängt auch davon ab, ob wir Eigentum als Schöpfungsordnung Gottes anerkennen.

Der Artikel erschien zuerst in Bibel und Gemeinde 1/1974. Wiedergabe mit freundlicher Genehmigung.



**Prof. Dr. Dr. Georg
Huntemann ...**

(†13.02.2014) war Theologe und Hochschullehrer. Er studierte ev. Theologie u. a. in Hamburg und promovierte zum Dr. theol. Nach seiner Ordination war er Pastor der Martinikirche in Bremen. Als Professor für Ethik und Apologetik lehrte er an der STH Basel.

Prof. Dr. Thomas K. Johnson

Über die Dreieinigkeit

Warum ist die Dreieinigkeit so schwer zu erklären und gleichzeitig von so entscheidender Bedeutung?

Ein vollkommen „trinitarischer“ Christ zu sein, ist eine ungewöhnliche Sache: Die Dreieinigkeit ist zwar sehr schwer zu verstehen, sie ist aber von entscheidender Bedeutung. Dafür gibt es verschiedene Gründe. Dreieinigkeit – das ist mehr als nur ein Wort in unserer kirchlichen Lehraussage, aber es ist immerhin ein nützlicher Anfang. Die Dreifaltigkeit bedeutet, Gott in seiner Komplexität zu erkennen, völlig verschieden von uns in unserer Einzigartigkeit – doch radikal ähnlich durch das Personale in seinem Bild, und dann diese Gotteserkenntnis zum Muster eines erneuerten christlichen Sinns werden zu lassen, der „Grundsatzannahmen“ aus ungläubigen Quellen ersetzt, die dauernd unser Leben verzerren.

Geschichte und persönliche Erfahrung zeigen: Gott als dreieinigen Gott zu erkennen ist stets ein schwieriger und

fortschreitender Prozess, der mit unseren sündigen Neigungen und vorchristlichen Überzeugungen in Spannung steht. Wichtig ist diese Erkenntnis, weil sie bedeutet, Gott kennen zu lernen, aber auch, um den Glauben unsern Kindern und unseren Nächsten plastisch vor Augen zu führen, so dass die Verzerrungen überwunden werden, die den Menschen vom Glauben abhalten. Es ist es wert, sich ernsthaft darum zu bemühen!

Verfälschungen des Glaubens

Die Geschichte des Glaubens enthält viele Verfälschungen, die unserer Gotteserkenntnis und unserem Zeugnis gegenüber der Welt ernsthaften Schaden zufügen. Als Teenager habe ich einmal gehört, wie Leute behauptet haben, wenn wir nur „im Geist wandelten“, könnten wir von Ort zu Ort schweben, ohne unser „Fleisch“ (damit meinten sie die Beine) benutzen zu müssen, denn auch

Jesus reiste schließlich auf diese Weise! Diese Menschen hatten zwar legitimes Interesse an echter Geistlichkeit, aber so, dass sie dabei das Werk des Heiligen Geistes vom Werk des Vaters und des Sohnes „abkoppelten“ und übersahen, dass der Geist von Vater und Sohn ausgeht, um unser Wissen über Vater und Sohn zu ordnen. Dieses Bild vom Glauben ähnelt sehr stark einigen frühkirchlichen Irrlehren. Ich habe beobachten können, wie diese Verzerrung des Glaubens Menschen unglücklich machte, sie ihrer Freude am Heil beraubte und manche sogar vom Glauben abfallen ließ.¹

Die Aufklärung hat verschiedene liberaltheologische Ausprägungen hervorgebracht. Ein entmythologisiertes Christentum lehnte die vorgeblichen Mythen der Bibel als für den Glauben nicht notwendig ab; Jesus wurde im Rahmen der existentiellen Weltanschauung umgedeutet. Der „christliche“ Marxismus hoffte, das Glaubensleben würde die proletarische Revolution begünstigen; die

Weltsicht eines Karl Marx bemächtigte sich der Botschaft der Heiligen Schrift auf ihre Weise. Die Christen des Nationalsozialismus meinten, Adolf Hitler als Repräsentanten des Wirkens Gottes in der Welt unterstützen zu sollen und interpretierten die biblische Botschaft im Sinne der Weltanschauung Hitlers. Jedes Mal diente eine Weltanschauung mit unbiblischem Ursprung als Basis, der man einige Glaubensartikel hinzufügte, während man andere biblische Lehren ablehnte.²

Was diesen fehlgeleiteten Eifer und die liberale Theologie eint, ist die Art und Weise, in der ganze Bereiche des Glaubens ausgeklammert werden. In verzerrtem Eifer lässt sich der Glaube nicht durch eine ausgewogene christliche Lehre leiten, da die Basistheologie fehlt. An die Stelle der verbreiteten christlichen Lehre treten andere Erwartungen im Hinblick auf echte Geistlichkeit, die als Grundsatzüberzeugungen dienen. Am Beispiel der liberalen Theologie bedeutet das, der

biblische Glaube wird falsch interpretiert, indem eine säkulare Weltsicht als Grundsatzüberzeugung dient und Teile der biblischen Botschaft aussortiert werden; ein Großteil der christlichen Lehre fehlt, da sie durch Teile einer säkularen Weltanschauung ersetzt wird.

Die Probleme der liberalen Theologie sind denen des fehlgeleiteten Eifers vergleichbar, obschon sie sich äußerlich nicht ähneln. Wer zum Glauben kommt, gibt nicht automatisch seine bisherige Weltanschauung auf. Der menschliche Verstand ist niemals inhaltslos; bestimmte Fragen zum Leben und zur Welt können nicht umgangen werden. Wer keine biblischen Antworten hat, hat so gut wie sicher eigene Antworten parat. Diese alten Meinungen dienen dann oft weiterhin als Grundsatzüberzeugungen, die regeln, was geglaubt werden kann und was nicht.

Jeder Mensch hat solche Grundsatzüberzeugungen, also grundlegende Auffassungen, die der jeweiligen Kultur oder dem religiösen Hintergrund entstammen. Sie steuern – bewusst oder unbewusst –, was wir meinen, glauben zu dürfen.

Grundsatzüberzeugungen nichtbiblischen Ursprungs sind oft ein ernsthaftes Hindernis auf dem Weg, Christus anzunehmen. Kommt jemand zum Glauben, bleiben alte Grundüberzeugungen oft wirksam; der Gläubige wird daran gehindert, die ganze Wahrheit anzunehmen.

Alte Überzeugungen kategorisieren ausgewählte Themen des neuen Glaubens als nicht mit dem Christentum vereinbar. Das gilt für den fehlgeleiteten Eifer genauso wie für die liberale Theologie: Wichtige Teile des christlichen Glaubens fehlen, weil vorgängige Überzeugungen bestimmte Bereiche des Glaubens aussortieren oder verzerren.

Diese jüngst vergangenen Verzerrungen des Glaubens haben wesentliche Ähnlichkeiten mit den Irrlehren, mit denen die Frühkirche zu kämpfen hatte. Die klassischen Irrlehren des Markionismus, des Gnostizismus und des Arianismus legten die biblische Botschaft im Licht ganz bestimmter Grundannahmen aus, die sich auf verschiedene religiöse und kulturelle Wurzeln der antiken Welt zurückführen lassen (Variationen des Hellenismus). Jede Verzerrung bedeutete eine Reduktion von Inhalt und Praxis des christlichen Glaubens und beraubten ihn seiner ganzheitlichen Struktur; auch das christliche Leben war davon betroffen.³

Unter diesen Vorzeichen gilt es, einige wichtige Fragen im Hinblick auf Grundannahmen zu stellen. Gibt es christliche Grundannahmen, die geeignet sind, das christliche Denken zu erneuern, alte Irrlehren, liberaltheologische Aspekte und eine verfälschte Geistlichkeit zu überwinden, unseren Glauben zu einem einwandfreien Ganzen hin zu organisieren, und wenn ja, welche sind das? Welches

ist der richtige Rahmen für eine pastorale Diagnose? Welche Grundsatzüberzeugungen sollen wir uns im Hinblick auf weltliche Bildung zu eigen machen? Aus diesem Grund hat die Frühkirche sich stark bemüht, die Lehre von der Dreieinigkeit sorgsam auszuarbeiten; die Lehre von der Dreieinigkeit wurde zur ersten bewusst gegliederten Grundsatzüberzeugung, um fehlgeleiteten Eifer zu überwinden und um ein tragfähiges Werkzeug zu erhalten, das säkulare Weltanschauungen zu ersetzen vermag.

Die Gliederung der Theorie zur Dreieinigkeit war nicht bloß die Entwicklung biblischer Wahrheiten, sondern der Versuch, biblische Grundsatzüberzeugungen zu verdeutlichen, die der pastoraltheologischen Diagnose als Werkzeuge dienen konnten, Menschen, deren Leben aus den Fugen geraten war, durch Seelsorge und Lehre Hilfestellung zu bieten. Die antiken Irrlehren, der moderne fehlgeleitete Eifer und die liberale Theologie zerrütten Mensch und Institution. Daher ist es wichtig, zu erkennen, dass die Lehre von der Dreieinigkeit ausgefeilt wurde, um den *vollen* Ratschluss Gottes zu lehren und der Verfälschung des Glaubens der Christen entgegenzuwirken, um so die Macht unbiblischer Grundüberzeugungen zu brechen. Die Lehre von der Dreieinigkeit bildete damit selbst eine wichtige Grundsatzüberzeugung und ein theologisches Werkzeug, um schwerwiegende Verzerrungen des Glaubens zu

diagnostizieren. Darum schätze ich das apostolische und nizäanische Glaubensbekenntnis auch so sehr.

Es ist ein Fehler, die Dreieinigkeit als eine archaische, metaphysische Belanglosigkeit abzutun. In der Dreieinigkeit erkennen wir Gott in seiner Einheit und Dreiheit. Diese genaue Bezeichnung Gottes ist keineswegs spekulativ, sondern liefert den Rahmen eines ganzheitlichen Glaubens. Die neutestamentlichen Gläubigen kannten Gott auf dreifache Weise: Sie kannten den Vater als Schöpfer, Erhalter und Gesetzgeber; sie kannten Jesus als ihren Lehrer, als den, der ihre Füße wusch, der am Kreuz starb und wieder auferstand; sie kannten den Heiligen Geist, der zu Pfingsten ausgegossen wurde und sie innerlich veränderte. Und sie wussten: Es ist *ein* Gott.

Dieses grundlegende Wissen um Gott wurde in der wohlüberlegten Sprache der Glaubensbekenntnisse ausformuliert, um schwerwiegende Verfälschungen zu überwinden, die überall dort aufkamen, wo die biblische Botschaft im Lichte unangemessener Grundsatzüberzeugungen aufgenommen wurde.

Zur heutigen Entwicklung der Trinitätslehre

Apg 19 berichtet von einer außergewöhnlichen Verzerrung. Paulus sah sich vor die Frage gestellt, ob die Gläubigen

in Ephesus überhaupt schon vom Heiligen Geist gehört hatten. Den Ephesern fehlte eine ganze Reihe an Überzeugungen und Erfahrungen, weil sie bislang nur vom Vater und vom Sohn wussten. Dieses Problem ist der Anlass, aus dem es geraten scheint, das Werk jeder einzelnen Person der Gottheit unter die Lupe zu nehmen.

Gottes Taten – und das ist wichtig – sind die Taten aller drei Personen der Gottheit. Obgleich wir dazu neigen, die Schöpfung primär als das Werk des Vaters zu betrachten, haben auch der Sohn und der Geist entscheidenden Anteil daran. „Alles ist durch *ihn* [Christus] entstanden“ (Joh 1,3). „Und der Geist Gottes schwebte über den Wassern“ (1Mose 1,2). Wir denken bei der Erlösung in erster Linie an das Werk des Sohnes, und doch hören wir oft gute, biblische Predigten, in denen deutlich wird, dass das Heil auf dem Wirken aller drei Personen beruht. Nichtsdestotrotz lässt die Bibel alle drei Personen unterschiedliche Rollen einnehmen, die ihren Niederschlag in den großen Glaubensbekenntnissen finden.

Es scheint angemessen, zunächst auf die Themen einzugehen, die in dem ersten Artikel unter dem Thema „Glaube an Gott, den allmächtigen Vater“ abgehandelt sind. Genauso angemessen ist es jedoch, den zweiten und dritten Artikel zu betrachten, die von Jesus und dem Heiligen Geist handeln. Ein gezielt trini-

tarischer Ansatz hat nicht nur den Vorteil der Vollständigkeit, sondern ist auch deutlich im grundlegendsten christlichen Glaubensgebäude zum Wesen Gottes verankert; er verbindet den lebendigen Glauben mit den entsprechenden Grundüberzeugungen.

Der Christ kann im 21. Jh. zu einem ausgewogenen und umfassenden Christenleben finden, indem er sein Leben unter den Vorzeichen der Drei-Einigkeit betrachtet. Auf diese Weise kann die Trinitätslehre zur „Blaupause“ oder zum Grundriss eines erneuerten Christenlebens werden.⁴

Es gilt, zu überlegen, wie das christliche Leben und das christliche Denken unter dem Gesichtspunkt der Dreieinigkeitslehre gegliedert werden können, damit unser ganzes Leben eine Erwidern an alle drei Personen der Dreieinigkeit ist.

Bei grundlegenden Einleitungen zur christlichen Theologie und Ethik gliedere ich die Themen oft im Hinblick auf ihr Verhältnis zu einer bestimmten Person der Dreieinigkeit. Folgende Gliederung stellt die Kurzfassung eines Lehrseminars dar. Jeder Abschnitt kann zu längeren Betrachtungen ausgebaut werden. Diese Methode zur Gliederung von Lehrveranstaltungen habe ich von meinem Doktorvater an der Universität von Iowa, George F. Forell, übernommen, der das Studium der Geschichte der christlichen Ethik um die verschie-

denen Möglichkeiten gruppiert hat, anhand deren christliche Bewegungen und Denker jede einzelne Person der Dreieinigkeit betonten.

Der erste Glaubensartikel

Eine seltsame Frage mag unseren Gedankengang verdeutlichen: „Wie stünde es um unser Leben, glaubten wir dem zweiten und dritten Artikel des Glaubensbekenntnisses, nicht aber an den Vater?“ Höchst seltsam, vielleicht dem Markionismus oder der Gnosis vergleichbar. Daher scheint es geraten, etwas näher auf den ersten Artikel einzugehen. Wenn wir sagen, wir glauben an die Schöpfung, sagen wir damit, Gott sei der einzige Ursprung alles Existierenden, inklusive Materie, Energie, Zeit, Raum, Kausalität und Schönheit.

Der erste Artikel beantwortet die wichtigste Frage: Was ist der letztgültige Grund des Seins, die aus sich selbst seiende Ursache und der Zweck alles Seienden? Die Antwort, die sich auf den Glauben an den Schöpfer beruft, ist so grundlegend, dass Menschen, die nicht an den Vater glauben, dessen Eigenschaften auf Teile der Schöpfung übertragen müssen.

Wenn wir an eine Schöpfung glauben, bringen wir damit zum Ausdruck: Gott hat seiner Schöpfung eine ganz

bestimmte Struktur gegeben, die er auch der Natur des Menschen eingestiftet hat. Die Lehre von der Schöpfung sagt viel über unsere Welt, über uns selbst und über die Art und Weise, in der wir leben sollen, über das Wesen der Erkenntnis – und auch über die Gesellschaft. Einige biblische Themen tragen auf ihre Weise zu einem stabilen Glauben an den ersten Artikel bei:

(a) Die Schöpfung – ein wahres Gut!

Gott hat die ganze Welt gut geschaffen. Einige Male heißt es im ersten Mosebuch, Gott hat die Welt „gut“ gemacht: „... und siehe, es war sehr gut!“ (1Mose 1,31). Die Bibel betont diesen Umstand, als vergäßen die Menschen sonst, dass Himmel und Erde von Gott erschaffen und damit wirklich und gut sind. Das ist tatsächlich geschehen! Wie schon bemerkt, zweifelte der Hellenismus in seinen verschiedenen Ausprägungen immer wieder an der Güte der physischen Welt. Manche Arten des Hinduismus bezweifeln gar die Realität der physischen Welt und sehen sie als „Maya“, als Illusion. Solche Sichtweisen finden sich sogar unter Christen!

(b) Die Erschaffung des Menschen

„Lasst uns Menschen machen nach unserem Bild“ (1Mose 1,26). Der Glaube an Gott als unserem Schöpfer beantwortet die tiefe Frage des menschlichen Herzens:

„Wer und was sind wir?“ Gott schuf uns auf eine Beziehung zu sich hin, daher sind unser Verstand, Wille und Gefühl das erschaffene Spiegelbild seines unerschaffenen Verstandes, Willens und Gefühls. Was für ein herrliches Schicksal! Wie fantastisch es doch ist, täglich mit Menschen Umgang haben zu können, die auf dieselbe ewige Bestimmung zugehen! Darin besteht die Quelle der Würde und des Sinnes des Menschen, sie ist Teil des ersten Glaubensartikels.

(c) Der kulturelle Auftrag

„Seid fruchtbar und mehrt euch und füllt die Erde und macht sie euch untertan; und herrscht über die Fische im Meer und über die Vögel des Himmels und über alles Lebendige, das sich regt auf der Erde!“ (1Mose 1,28). Überall herrscht Betriebsamkeit unter den Menschen. Sie machen Karriere, gründen Familien, machen Geschäfte und bauen Schulen, kulturelle Institutionen und Gemeinschaften. Dabei fragen sie sich nur selten nach dem „Warum?“. Unser Tun gründet nicht nur in einer menschlichen Notwendigkeit, sondern ist auch Antwort auf die oft unerkannte Forderung Gottes, in dieser Welt tätig zu werden. Der Glaube, wie er im ersten Artikel zum Ausdruck kommt, erkennt:

diese Forderung stammt von Gott, und sind wir in dieser Welt aktiv, dann sollten wir zu Gottes Ehre aktiv sein.

(d) Die Bewahrung der Schöpfung

„Und Gott der Herr nahm den Menschen und setzte ihn in den Garten Eden, damit er ihn bebaue und bewahre“ (1Mose 2,15). Die Sorgfalt im Umgang mit Gottes Erde und den darauf lebenden Menschen ist unumgänglicher Bestandteil unserer Verantwortung. Ein Teil des ersten Glaubensartikels bedeutet, dass wir erkennen: Diese Forderung stammt von Gott selbst und sollte mit Freude erfüllt werden. Als Teil des Plans unseres Schöpfers erwarten wir, dass eine entsprechend gute Reaktion auf diese Forderung zum Wohlergehen des Menschen beiträgt.

(e) Allgemeine Offenbarung

Gott spricht weiter zu seiner Welt: „Denn sein unsichtbares Wesen, nämlich seine ewige Kraft und Gottheit, wird seit Erschaffung der Welt an den Werken durch Nachdenken wahrgenommen, so dass sie keine Entschuldigung haben“ (Röm 1,20). Gottes Sprechen durch seine Geschöpfe bildet die Grundlage für die Verantwortlichkeit des Menschen

gegenüber Gott, liefert aber gleichzeitig die notwendige Bedingung für das Leben des Menschen und die für Kultur. Gottes allgemeine Offenbarung enthält viel von seinem moralischen Kodex, so dass Menschen oft mehr von jenem Maßstab – den sie so sehr brauchen und gegen den sie doch verstoßen – wissen, als ihnen lieb ist (Röm 1,28–32).

(f) Allgemeine Gnade

Gott sorgt bis heute für seine Schöpfung; er schenkt dem Menschen weiterhin, was er für Leben und Zivilisation braucht. Um dieses Geschenk von der besonderen Gnade des Heils zu unterscheiden, nennen wir es oft „allgemeine Gnade“. Dieses Geschenk ist dazu gedacht, Menschen zur Umkehr und zum Glauben zu leiten: „Verachtest du den Reichtum seiner Güte, Geduld und Langmut, und erkennst nicht, dass dich Gottes Güte zur Buße leitet?“

Ich vermute, die völlige Erkenntnis Gottes als des allmächtigen Schöpfers kommt uns immer wieder abhanden, weil sie unsere völlige Verantwortung ihm gegenüber betont. Selbst Christen mögen es zuweilen nicht, ohne Wenn und Aber zur Verantwortung gezogen zu werden. Darum ist es auch so wichtig, zuerst über den ersten Glaubensartikel zu sprechen.

Der zweite Glaubensartikel

Noch eine seltsame Frage: Wie anders wäre unser Leben, wollten wir dem zweiten Artikel unseren Glauben verwehren? Was, wenn wir nur an den Vater und an den Geist glaubten? Das mag schwer vorstellbar sein, und dennoch ist es immer wieder vorgekommen. Sobald der Mensch aufhört zu glauben, dass Jesus der fleischgewordene Gott ist, wird Gott üblicherweise von der Geschichte getrennt und erscheint als ein Gott, den das Bedürfnis des Menschen nicht kümmert.

Neben dem bereits erwähnten Arianismus sollte man auch den Deismus nennen, wie er in der Aufklärung des Westens im 18. Jh. bekannt war – Gott wurde als „Uhrmacher“ gesehen, der sein Werk vollendet hat. Wie der Arianismus war auch der Deismus nicht einfach eine geschichtliche Bewegung, sondern ist eine wiederkehrende Neigung unter Menschen in Randbezirken des Evangeliums.

Einige biblische Themen sollen angeführt werden, die zu einem stabilen Glauben an den zweiten Artikel beitragen. Ein Leben im Licht des zweiten Glaubensartikels des christlichen Bekenntnisses ist ein Leben, das Gottes Geschenk am Kreuz voll und ganz annimmt und auch Gottes Ruf folgt, sein Kreuz auf sich zu nehmen und Jesus nachzufolgen.

(a) Vergebung

Am Kreuz starb Jesus für unsere Sünden, damit uns Vergebung widerfährt: „Er ist um unserer Übertretungen willen dahingegeben und um unserer Rechtfertigung willen auferweckt worden“ (Röm 4,25). Daher gilt: „Wenn wir aber unsere Sünden bekennen, so ist er treu und gerecht, dass er uns die Sünden vergibt und uns reinigt von aller Ungerechtigkeit“ (1Joh 1,9). Vergebung bedeutet die Erlösung von Schuld, da Jesus an unserer Stelle am Kreuz dafür bestraft wurde. Er hat die Schuld bezahlt; da die Schuld beglichen ist, wäre es ungerecht von Gott, wollte er uns auffordern, sie erneut zu begleichen. Ein echter und glaubwürdiger christlicher Glaube bedeutet zentral: Jesus hat durch seinen Tod am Kreuz den Preis für meine Sünden bezahlt. Durch den Glauben sind wir vor Gott frei von Schuld.

(b) Rechtfertigung durch Glauben

Eng verknüpft mit der Vergebung ist die Rechtfertigung. Um die Sache auf den Punkt zu bringen, betonen Christen oft, die Rechtfertigung geschieht allein aus Glauben. Also nicht Glaube + Werke! Paulus schrieb den Galatern: „Weil wir erkannt haben, dass der Mensch nicht aus Werken des Gesetzes gerechtfertigt wird, sondern durch den Glauben an Jesus Christus, so sind auch wir an Christus Jesus gläubig geworden,

damit wir aus dem Glauben an Christus gerechtfertigt würden und nicht aus Werken des Gesetzes, weil aus Werken des Gesetzes kein Fleisch gerechtfertigt wird“ (Gal 2,16). Rechtfertigung – das ist ein Begriff aus der Rechtssprache; er bezieht sich auf die Handlung eines Richters, der im Gerichtssaal erklärt: „Nicht schuldig!“. Das bedeutet, der höchste Richter spricht im Vorhinein seinen endgeschichtlichen Urteilspruch: „Nicht schuldig!“

Wenn Gott einen Gläubigen rechtfertigt, setzt er dabei nicht etwa seine eigene Gerechtigkeit außer Kraft! Er erklärt, die Sache ist gerechtfertigt, der Preis für unsere Sünden ist bezahlt; Jesus hat an unserer Stelle den Zorn und die Strafe Gottes erlitten. Der Glaube ist das „Mittel“, durch das uns Gottes Geschenk der Rechtfertigung zuteil wird.

(c) Adoption

„Allen aber, die ihn aufnahmen, denen gab er das Anrecht, Kinder Gottes zu werden, denen, die an seinen Namen glauben“ (Joh 1,12). Welch unerhörtes Geschenk wir durch den Glauben an den Sohn doch erhalten: Gott nimmt uns an Kindes statt an, er *adoptiert* uns! Adoption ähnelt der Rechtfertigung, denn sie verschafft uns eine rechtliche Position in Bezug auf Gott, aber sie geht weit über das hinaus, was Gott uns mit

der Rechtfertigung schenkt. Als Richter hätte er uns rechtfertigen und dann auf Distanz bleiben können. Doch genau das hat er nicht getan.

Die Bibel erklärt klar und deutlich: Gott hat uns als Kinder angenommen – mehr noch, er möchte, dass seine Kinder die engstmögliche, vertrauteste, persönlichste Beziehung zum Vater haben. Unser himmlischer Vater möchte, dass wir ihn „Abba“ nennen, was so viel meint wie „Papa“.

(d) Der Aufruf zur Jüngerschaft

„Wenn jemand mir nachkommen will, so verleugne er sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach! Denn wer sein Leben retten will, der wird es verlieren; wer aber sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es finden“ (Mt 16,24f). Der Glaube an den zweiten Artikel des Bekenntnisses bedeutet, wir haben die Kosten der Jüngerschaft zu tragen und müssen bereit sein, viel von dem zu verlieren, was die ungläubige Welt „Leben“ nennt. Dieser Preis scheint im Licht der Geschenke, die der zweite Glaubensartikel beschreibt, jedoch gering.

(e) Jesus als Richter

Im Apostolischen Glaubensbekenntnis bekennen wir: „Von dort wird er kommen, zu richten die Lebenden und die

Toten.“ Es ist klar: Unser Richter ist auch der, der sein Leben gab, um uns zu rechtfertigen, daher treten wir ihm ohne ungebührliche Furcht entgegen, denn wir kennen schon jetzt sein endgeschichtlichen Urteilspruch. Im zweiten Glaubensartikel bekennen wir auch, der Sohn ist der, der die Geschichtsbühne betrat, um Heil zu bringen und wiederzukommen, um die Geschichte zu beschließen.

Ich vermute, selbst evangelikale Christen schenken dem zweiten Glaubensartikel manchmal zu wenig Beachtung und fallen in eine Art moralischen Deismus. Wir mögen es zuweilen nicht, uns und Gott einzugestehen, wie sehr wir der Vergebung in Jesus bedürfen.

Der dritte Glaubensartikel

Eine dritte seltsame Frage: Wie anders wäre unser Leben, glaubten wir nicht an die dritte Person der Gottheit, den Heiligen Geist? Was sah Paulus Apg 19?

Wie oft verfällt die Gemeinde in Lebllosigkeit! Es fehlt der Mut, die Liebe, die echte Sorge für die Bedürftigen, die Freude am Heil, die Sehnsucht nach der Verherrlichung Gottes und auch das Leidtragen um die, die ohne Christus sind. Die Gemeinde wird zu einer durchgeplanten Maschine oder zur bloßen Trägerin kultureller Traditionen. Bei aller Rechtgläubigkeit bleibt das

Licht dämmrig. Die Kritik Karl Marx', die Religion sei das „Opium des Volkes“, könnte sich hier bewahrheiten! So etwas aber fügt dem Zeugnis des Leibes Christi in den Augen einer beobachtenden Welt, die nach Glaubwürdigkeit fragt, schweren Schaden zu. Kennen wir den Geist wirklich?

„Darum lasse ich euch wissen, dass niemand, der im Geist Gottes redet, Jesus verflucht nennt; es kann aber auch niemand Jesus Herrn nennen als nur im Heiligen Geist“ (1Kor 12,3). Ohne Geist ist kein Glaube möglich, doch wir haben den Geist weiterhin vonnöten. Das direkte Gebot des Apostels Paulus: „Werdet voll Geistes“ (Eph 5,18), könnte auch jenen gegolten haben, die Jahre vorher seine Besorgnis erregt hatten (Apg 19). Der Gläubige muss sich immer wieder vom Geist erfüllen lassen, unabhängig von dessen früherem Wirken.

Was ist das Werk des Geistes? Der Heilige Geist wirkt im Menschen; er vermittelt ihm das Werk des Vaters und des Sohnes, denn er geht vom Vater und vom Sohn aus.⁵ Der Geist verändert das Bewusstsein des Menschen. Da heißt es: „Ihr habt ... den Geist der Sohnschaft empfangen, in dem wir rufen: Abba, Vater! Der Geist selbst gibt Zeugnis zusammen mit unserem Geist, dass wir Gottes Kinder sind“ (Röm 8,15f).

In diesem Beispiel bezeugt der Geist unsere Beziehung zum Vater, die durch den Sohn möglich geworden ist, doch

das Werk des Geistes unterscheidet sich von dem des Vaters und des Sohnes. Dieses Werk Gottes geschieht zutiefst innerlich, ohne jedoch subjektiv oder willkürlich zu sein, denn der Geist geht vom Vater und vom Sohn aus. Einige Wirkungen des Geistes sind eher dem Vater zugeordnet, andere dagegen eher dem Sohn. Eine kurze Aufstellung kann hilfreich sein:

(a) Das allgemeine Werk

In Jes 45,1-4 heißt es:

„So spricht der Herr zu Kyrus, seinem Gesalbten, dessen rechte Hand ich ergriffen habe, um Völker vor ihm niederzuwerfen und die Lenden der Könige zu entgürten, um Türen vor ihm zu öffnen und Tore, damit sie nicht geschlossen bleiben ... und ich will dir verborgene Schätze geben und versteckte Reichtümer, damit du erkennst, dass ich, der Herr, es bin, der dich bei deinem Namen gerufen hat, der Gott Israels. Um Jakobs, meines Knechtes, und Israels, meines Auserwählten willen habe ich dich bei deinem Namen gerufen; und ich habe dir einen Ehrentamen gegeben, ohne dass du mich kanntest.“

Kyrus war ein heidnischer König, der Gott nicht ehrte. Dennoch wurde er für eine geschichtsverändernde Aufgabe vom Geist gesalbt, wobei hier „salben“ auf gleiche Weise verwendet wird, wie

auch sonst im AT Priester und Könige „gesalbt“ werden. Die Christen nennen dies das „allgemeine“ Werk des Geistes, der das Werk des Vaters in der Schöpfung umsetzt. Das „besondere“ Werk des Geistes hat mit dem Heil zu tun. Das allgemeine Werk des Geistes hat mit der Art und Weise zu tun, mit der Gott die Angelegenheiten der Völker und Nationen regelt.

Wir sollten Gott für das allgemeine Werk seines Geistes danken, denn dieses erst ermöglicht es Männern und Frauen, in vielen Dingen die Führung zu übernehmen, wo es dem Wohlergehen des Menschen dient. Entdeckungen in Medizin, Wissenschaft und Technik, die im Großen und Ganzen zum Wohl des Menschen gemacht wurden, sind nicht nur menschliche Entdeckungen; der Geist Gottes, der einst Kyrus „salbte“, ist immer noch am Werk.

(b) Geist und Kunst

„Siehe, ich habe Bezaleel mit Namen berufen, den Sohn Uris, des Sohnes Hurs, vom Stamm Juda, und ich habe ihn mit dem Geist Gottes erfüllt, mit Weisheit und Verstand und Erkenntnis und mit Geschicklichkeit für jede Arbeit, um Kunstwerke zu ersinnen und sie auszuführen in Gold und in Silber und in Erz, und um Edelsteine zum Besatz zu bearbeiten, und um Holz zu schnitzen, so dass er Kunstwerke aller Art ausführen

kann. ... Ich habe allen, die ein weises Herz haben, die Weisheit ins Herz gegeben, dass sie alles, was ich dir geboten habe, ausführen sollen“ (2Mose 31,1–6).

Der Geist hat dem Menschen die Gabe der Kunstfertigkeit geschenkt. Man darf vom Geist – jenem unveränderlichen Gott – erwarten, dass er auch heute noch ähnliche Gaben schenkt. Kunst, Musik und Architektur gelangten unter Gläubigen oft zur Blüte, zur Ehre Gottes und zu vieler Menschen Trost und Freude.

(c) Der Geist und das Leben

„Da bildete Gott der Herr den Menschen, Staub von der Erde, und blies den Odem des Lebens in seine Nase, und so wurde der Mensch eine lebendige Seele“ (1Mose 2,7). Die hebräischen Worte für „blies“, „Odem“ und „Seele“ gehören zur gleichen Wortgruppe. Das menschliche Leben ist ein individuelles Geschenk des Geistes, der vom Vater ausgeht und Menschen nach seinem Bild Leben einhaucht. Die Sünde brachte das Verderben, einen „lebendigen“ Tod; wir werden schon im Zustand der Entfremdung von Gott geboren, werden anderen und uns selbst gegenüber entfremdet geboren.

Der Heilige Geist jedoch hat sein lebenspendendes Wirken nicht beendet. Immer noch geht er vom Sohn aus, um Gläubigen neues Leben einzuhauchen: „Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: Wenn

jemand nicht aus Wasser und Geist geboren wird, so kann er nicht in das Reich Gottes eingehen! ... Ihr müsst von neuem geboren werden!“ (Joh 3,3–7). Der Geist, der das Leben nach dem Bild Gottes schenkt, schenkt nach dem Bild Christi auch *neues* Leben.

(d) Die Früchte des Geistes

„Die Frucht des Geistes aber ist Liebe, Freude, Friede, Langmut, Freundlichkeit, Güte, Treue, Sanftmut, Selbstbeherrschung. Gegen solche Dinge gibt es kein Gesetz“ (Gal 5,22f). Freilich werden wir aufgefordert, diese Dinge zu tun: Wir sollen lieben, friedfertig sein und Milde zeigen. In unserem Inneren fühlen wir, dass Gott uns nach seinem Bild geschaffen hat: in Liebe, Freude, Friede, Langmut und Freundlichkeit.

Diese Aufzählung erinnert uns: Wir haben Gottes Gebot, sind von Gott geschaffen und von Gott erlöst, um geistliche Menschen zu sein. Es ist jedoch der Geist der Schöpfung, Erlösung und des geschriebenen Wortes, der das Gebot in der Praxis möglich macht, damit wir auch Frucht bringen können.

Gläubige bedienen sich oft einer widersprüchlichen Sprache, um das Leben im Geist zu beschreiben. So sprechen wir etwa von der „unmöglichen Möglichkeit“ oder von der „aktiven Passivität“, um unser Erleben zu beschreiben. In Sünden geboren ist es unmöglich,

ein Leben zu führen, das diese Früchte bringt, doch der in der Erlösung wirksame Geist ermöglicht die Absicht, für die er uns im Mutterleib das Leben eingehaucht hat.

(e) Die Gaben des Geistes

„Es bestehen aber Unterschiede in den Gnadengaben, doch es ist derselbe Geist; auch gibt es unterschiedliche Dienste, doch es ist derselbe Herr; und auch die Kraftwirkungen sind unterschiedlich, doch es ist derselbe Gott, der alles in allen wirkt. Jedem wird aber das offensichtliche Wirken des Geistes zum allgemeinen Nutzen verliehen“ (1Kor 12,4–7).

Der Geist gebraucht geistliche Gaben, um Kirche und Gesellschaft zu formen. Bedauerlicherweise lenkt die Kontroverse über einige wenige Gaben vom viel wichtigeren Gegenstand ab: der treuen Annahme und des Gebrauchs dieser großen Spannweite an Gaben, die die Bibel erwähnt. Dazu ein paar allgemeine Grundsätze:

Alle Gläubigen erhalten geistliche Gaben, also bestimmte Fähigkeiten, die gedacht sind, den Leib Christi zu erbauen! Jede Geistesgabe ist ein ganz und gar unverdientes Geschenk der göttlichen Gnade und muss mit Dank angenommen werden, doch jede Gabe bringt auch ihre Aufgabe, ihre Verantwortlichkeit mit sich.

Der Einsatz der Geistesgaben ähnelt dem der Früchte, die der Christ im Geist bringen soll: er erfordert, dass wir aktiv und unter Einsatz all unserer Fähigkeit wirksam sind und gleichzeitig das Wirken des Heiligen Geistes durch uns betrachten. Man sollte die Geistesgaben weniger stark den natürlichen Fähigkeiten gegenüberstellen, denn der Geist, der uns das Leben geschenkt hat, hat uns auch das *neue* Leben geschenkt; derselbe Geist, der uns mit natürlichen Fähigkeiten erschaffen hat, gibt uns auch geistliche Gaben.

(f) Geist und Wort

„Dabei sollt ihr vor allem das erkennen, dass keine Weissagung der Schrift von eigenmächtiger Deutung ist. Denn niemals wurde eine Weissagung durch menschlichen Willen hervorgebracht, sondern vom Heiligen Geist getrieben haben die heiligen Menschen Gottes geredet“ (2Petr 1,20f). Das Bild des „Getriebenseins“ war Petrus, dem Fischer, sehr geläufig; er sah, wie die Segel seines Bootes Wind fassten. Petrus wusste, dass die Schrift den Heiligen Geist immer wieder als „Wind“ oder als „Odem“ Gottes bezeichnete.

Dieses Bild bedeutet also, Menschen wurden durch den Wind des Geistes erfüllt, die Bibel niederzuschreiben. Sie wurden nicht einfach in Schreibautomaten oder Textverarbeitungsinstru-

mente verwandelt noch waren sie auf sich selbst gestellt, was bedeutet hätte, ihre Schriften stellten nur ihre eigene prophetische Auslegung des göttlichen Willens dar. Nein, der Heilige Geist füllte die Segel ihres Verstandes und ihres Herzens, damit sie als Autoren Mensch blieben, während der Inhalt tatsächlich das Ergebnis dessen war, was der Heilige Geist wollte. Sind wir am Geist interessiert, dann sind wir auch am Wort interessiert.

Ich vermute, dass selbst Gläubige der Annahme des Heiligen Geistes widerstehen können, da wir vielleicht nicht gerne zugeben, das Werk des Geistes in uns nötig zu haben, der unserem Bewusstsein das Werk des Vaters und des Sohnes vermittelt. Die Sünde verleitet uns, dem eine eingebildete Unabhängigkeit vorzuziehen.

Auf dem Weg zu einem trinitarischem Leben

Die Reaktion gegenüber jeder der Personen der Gottheit erfordert einige Bedachtsamkeit, und das ist auch völlig verständlich und angebracht. Jesus hat uns geboten, Gott mit all unserem Verstand, aus ganzem Herzen, aus ganzer Seele und mit aller Kraft zu lieben. Paulus fordert uns auf, uns erneuern zu lassen, indem wir unseren Denksinn verändern lassen.

Diese wohl überlegte Reaktion ist facettenreich. Dabei ist das Vertrauen von großer Bedeutung: das Vertrauen in die providentielle Fürsorge des Vaters, das Vertrauen in die Vergebung des Sohnes, in sein rechtfertigendes Werk und das Vertrauen auf den Beistand des Geistes und dessen Beglaubigung der Wahrheit des Wortes. Doch auch der Gehorsam gehört dazu, im Dienst für den Vater, in den Bereichen Arbeit und Kultur; das Nachahmen des Sohnes in der Jüngerschaft und die gehorsame Reaktion auf den Ruf des Geistes, unsere Gaben einzusetzen, indem wir uns in der Verbreitung des Evangeliums am Bau der Gemeinde beteiligen.

Zur rechten Reaktion auf alle drei Personen der Gottheit gehört darüber hinaus das verehrende Verstehen, etwas, das ohne trinitarische Weltanschauung unmöglich ist.

Zur Erlangung einer solchen Bedachtsamkeit müssen wir uns einige Fragen stellen:

(a) Enthält unser Glaubensbekenntnis einen unerschlossenen Artikel?

Die meisten Leser werden dem apostolischen Glaubensbekenntnis zustimmen, doch einer der Artikel unseres Bekenntnisses mag der Entwicklung bedürfen. Die christliche Kirche be-

in vielerlei Traditionen, und jede hat ihre Stärken und Schwächen. Jede christliche Familie (selbst jeder einzelne) verfügt über ihr individuelles Wesen oder Persönlichkeit, die sie dazu neigen lässt, ein Thema des christlichen Glaubens außer Acht zu lassen. Manche Schwächen führen sich auf die Vernachlässigung einer der göttlichen Personen zurück. Ein Schritt hin zur Vollständigkeit ist die Einschätzung des eigenen Glaubens und eines bestimmten Teils der christlichen Tradition. Ein guter Weg ist, sich zu fragen, ob das Glaubensbekenntnis vollständig ist oder ob man es auch wirklich richtig verstanden hat. Die Lehre von der Dreifaltigkeit kann hier als Diagnosewerkzeug dienen.

(b) Haben wir einen Artikel unseres Glaubensbekenntnisses von anderen abgekoppelt?

Zu weiteren Verzerrungen kommt es, wenn man einen der Artikel des Glaubensbekenntnisses von den anderen trennt. In meiner Jugend habe ich das Werk des Geistes von dem des Vaters und des Sohnes getrennt. Ich meinte, der Heilige Geist sei die Quelle der Kraft und der Begeisterung, doch meine Erwartungen waren beliebig, da ich nicht wusste, dass der Geist vom Vater und vom Sohn ausgeht, um uns ihr Werk zu vermitteln.

Es kann aber auch sein, dass jemand das Werk des Sohnes von dem des Vaters und des Geistes „abkoppelt“ und es so zu einer mangelhaften Wirkung des Glaubens kommt. In dieser leicht verzerrten Fassung singt der Gläubige fröhlich: „Jesus liebt mich, dies weiß ich!“, aber darüber hinaus weiß er nicht mehr viel zu sagen. Das mag zwar einen nützlichen Ausgangspunkt für den Glauben darstellen, aber der volle Ratschluss Gottes wird dadurch geschmälert.

Der Glaube an den Sohn muss durch die Liebe zum Vater und zum Geist ergänzt werden! Erst dann erkennt der Gläubige, dass Jesus uns zum Dienst und zur Verherrlichung des Vaters aufruft, in seiner Schöpfung wirksam zu werden und alle Kraft und Überzeugung zu gebrauchen, die der Geist schenkt. Erst dann findet man hin zu vollständigem Glauben.

Manche Christen nehmen den Dienst gegenüber Gott in dessen Schöpfung sehr ernst. Begeistert folgen sie dem Ruf Gottes zu dessen Verherrlichung, indem sie in Gesellschaft, Wirtschaft, Staat, Familie und Bildung für ihn arbeiten. Sie sprechen vom kulturellen Auftrag und streben zur Ehre Gottes nach Erkenntnissen im Bereich der Naturwissenschaften; sie fließen in Dankbarkeit gegenüber der allgemei-

nen Gnade Gottes über. Doch fällt ihnen oft nur wenig zur Freude über die Rechtfertigung ein. Es fehlt der Eifer zur Mission, das Gespräch über die Gaben des Geistes überlassen sie anderen. Es fragt sich, ob diese Menschen den Sohn und den Geist wirklich kennen? Ein echter Glaube an den Vater muss von einer ausgeprägten Reaktion gegenüber dem Sohn und dem Geist ergänzt werden.

Ein wichtiger Schritt zu dieser Reife wird dort gemacht, wo man im Glauben an alle drei Personen der Gottheit tätig wird. Wir müssen uns fragen: Ist ein Artikel unseres Bekenntnisses mangelhaft? Neigen wir persönlich oder in der Gemeinschaft mit anderen Christen zur Überbetonung eines der Artikel des Bekenntnisses, so dass es zur Vereinzelnung kommt und dieser bestimmte Artikel von den anderen zwei Personen weitgehend getrennt wird? Diese Fragen können dazu dienen, hin zu Vollständigkeit und Wirklichkeit unseres Glaubens zu gelangen.

(c) Praktische Schritte

Der Leser wird die Angabe einiger bestimmter Schritte hin zu einem vollständigeren, trinitarischen Glauben begrüßen. Diese Ausgabe unserer Fachzeitschrift mit ihrem gezielten Blick auf diese Thematik könnte

schon einen guten Schritt bieten! Der nächste offensichtliche Schritt wurde bereits angedeutet. Er besteht darin, die Dreieinigkeitslehre als Diagnosewerkzeug zur Einschätzung unserer selbst bzw. unserer Teilhabe am Leib Christi zu gebrauchen, wie Paulus in Apg 19. Es gilt, sich stets vor Augen zu halten: Der Gläubige ist vor Gott durch den Glauben gerechtfertigt und muss als Gottes geliebtes Kind behandelt werden.

Ein weiterer Schritt kann im Gebrauch der klassischen Glaubensbekenntnisse im Gottesdienst bestehen, indem man dem Gottesdienstbesucher genügend Informationen liefert, so dass er sich sachkundig am Gottesdienst beteiligen kann. Das apostolische (oder nizäanische) Glaubensbekenntnis kann auch in der persönlichen „stillen Zeit“ Verwendung finden. Dies führt zur Verehrung der gesamten Dreieinigkeit in der Betrachtung des Werks der einzelnen Personen der Gottheit.

Ein letzter Schritt: Wir sollten zu allen Personen der Dreieinigkeit beten. Wir neigen dazu, nur zum Vater oder zu Jesus zu beten, doch auch das Gebet zum Heiligen Geist ist durchaus angemessen. Ich habe die Dreieinigkeitslehre als Grundriss zum theologischen Unterricht verwendet, um meinen Studenten zu helfen, ihre verschiedenen Überzeugungen und Erfahrungen zu einem schlüssigen Ganzen zu verbinden.

(d) Die Einheit und Komplexität des Lebens

Eine bewusst trinitarische Haltung gegenüber Leben und Glauben wird unser Leben nicht dreiteilen. Die drei Personen sind *ein* Gott, sich gleich in Substanz, und doch hat jede Person unterschiedliche Wirkungsbereiche. Auch unser Leben sollte verschiedene Dimensionen und Aspekte aufweisen, je in entsprechender Reaktion auf die jeweilige Person der Gottheit. Dennoch erhält unser Leben wunderbare Einheit in der Reaktion auf denselben Gott – in all unseren Gedanken, Gefühlen, Handlungen und Beziehungen.

Unser Denken mag von fehlgeleiteten Blaupausen gekennzeichnet sein, die unser Denken und Handeln bestimmen. Diese Blaupausen, die sich religiösen und kulturellen Strömungen verdanken, dienen oft als Grundsatzüberzeugungen, die wesentliche Teile des Glaubenssystems ausfiltern. Unser gefallener Denksinn neigt dazu, sich in diese Richtung ziehen zu lassen. Der Denksinn des Christen muss jedoch Gottes Offenbarung als „Filter“ annehmen und alle anderen Erkenntnisse anhand dieses Filters beurteilen; alles Wissen muss durch den Filter der Wahrheit Gottes dringen. Für diesen Prozess ist die Lehre von der Dreieinigkeit von entscheidender Bedeutung, denn

gesunde Lehre ersetzt fehlgeleitete Grundsatzüberzeugungen. Man muss aber bedenken: Ein „trinitarisches Leben“ ist für den einzelnen und für die Kirche ein fortlaufender Prozess, der nie abgeschlossen ist! Das bedeutet ein ständiges Wachsen im Vertrauen auf die Drei-Einheit.

Lassen Sie uns den Versuch wagen, zur Ehre Gottes wie zu unserer eigenen Freude und Zufriedenheit bewusst „trinitarisch“ zu leben! Ich denke, dies wird unserem Glauben wie unserem Leben zur Ausgewogenheit und Glaubwürdigkeit verhelfen und es so auch für unsere Kinder und Nachbarn anziehender machen, denn auch sie brauchen den Herrn!

Der Aufsatz erscheint zuerst als „Why is the Trinity so Difficult and so Important?“ in: ERT (2014) 38/2, S. 100–111.



Prof. Dr. Thomas
K. Johnson ...

promovierte in Ethik und Philosophischer Theologie. Er ist Professor für Apologetik und Ethik sowie Vizepräsident für Forschung und Personalentwicklung am Martin Bucer Seminar und dient als Senior Advisor der Theologischen Kommission der Weltweiten Evangelischen Allianz.

Anmerkungen

¹Diese Beobachtungen stützen sich auf Francis Schaeffer. *The Church before the Watching World. The Complete Works of Francis Schaeffer. A Christian Worldview. Bd. 4: A Christian View of the Church.* Crossway Books, 1982.

²Diese Einschätzung führt sich auf Helmut Thielicke zurück: *Der evangelische Glaube. Bd. 1. Prolegomena: Die Adressierung der Theologie an ihre Zeitgenossenschaft.* J.C.B. Mohr, Tübingen, 1968. Der Christ, dessen Glauben und Leben auf diese Weise verzerrt ist, ist für gewöhnlich „von der Welt“, während wir nicht „von der Welt“ sein sollen, sondern nach dem evangelischen Diktum „in der Welt“.

³Siehe dazu Thomas K. Johnson. *What Difference Does The Trinity Make? A Complete Faith and Worldview.* Bonn: VKW, 2009, S. 16–21.

⁴Die Kirchengeschichte bietet drei gelungene Versuche ausgewogener Formulierungen von Grundsatzüberzeugungen, die einander komplementär ergänzen. Da ist zunächst die Lehre von der Dreieinigkeit. Als zweites findet sich das Verhältnis zwischen Gesetz und Evangelium. Der dritte Versuch beschäftigt sich mit dem Verhältnis Schöpfung-Sündenfall und der endgültigen Wiederversöhnung. Alle drei Versuche können als Zusammenfassung des christlichen Glaubens dienen; an allen drei Formulierungen kann gesehen werden, dass die biblische Botschaft über den inneren Aufbau verfügt, der zu ganzheitlichem, ausgewogenem und originärem Glauben und Leben führt. An diesen Formulierungen zeigt sich: Die biblische Botschaft umfasst eine ganze Weltanschauung, ein vollständiges Weltbild.

⁵Es war ein Verfahrensfehler der westlichen Kirche, die Klausel Filioque ins Nicänische Glaubensbekenntnis aufzunehmen, ohne die Kirche des Ostens zu Rate zu ziehen, doch ist es gut zu wissen: Der Geist geht vom Vater und vom Sohn aus.

Prof. Dr. Dr. Thomas Schirrmacher (unter Mitarbeit von Titus Vogt)

„Ein neues normatives Familienmodell“ als „normative Orientierung“

Eine soziologische und theologische Kritik des Familienpapiers der EKD



Zum Einstieg

Das diesem Artikel zugrunde liegende Gutachten, das vor wenigen Tagen als freies PDF und im Druck erschienen ist, wurde am 9.9.2013 als Entwurf an den Rat der EKD, sowie an den Vorstand der EKD-Synode und einige Kirchenleitungen und Fachleute übergeben. Da das Gutachten auch auf parteipolitische Positionierungen eingeht, wurde seine Veröffentlichung bewusst auf die Zeit nach der Bundestagswahl verlegt. Aufgrund von Ankündigungen von Korrekturen wurden sodann eine Fachtagung und die EKD-Synode abgewartet. Da erhebliche Teile der Argumentation des Gutachtens jedoch bisher nirgends in der öffentlichen Diskussion erschienen sind,

wurde es nach Durchsicht von Fachleuten überarbeitet und freigegeben. Dieser Artikel bietet eine Kurzfassung. Das Gutachten dokumentiert zu jedem der angeschnittenen Themen alle Textstellen in der Orientierungshilfe und wir bitten, bei kritischem Rückfragen zu diesem Artikel immer zunächst die Belege im Gutachten selbst zu überprüfen.

Eine Orientierungshilfe¹ (ab jetzt: OH) zur Familie, in der „Schwangerschaft“, „schwanger“ und „Schwangerschaftsabbruch“ ebenso wenig vorkommen wie HIV/AIDS oder der Sexuaufklärungsunterricht, ließ mich stutzig werden.

Als Religionsfreiheitsexperte suchte ich sofort nach dem Recht der Eltern, die religiöse Erziehung der Kinder bestimmen zu können (Allgemeine Menschenrechtserklärung § 18, Europäische Men-

schenrechtskonvention, Zusatzprotokoll Art. 2 usw.), eine für eine Religionsgemeinschaft wie der EKD zentrale Frage: Es wird nicht erwähnt, geschweige denn diskutiert, was man zu seinem Schutz unternehmen sollte.

Eine kursorische Lektüre zeigt zudem, dass nirgends sexuelle Partnerschaften exklusiv auf zwei Erwachsene eingeschränkt werden. Ist also Polygamie auch eine alternative Familienform?

Ich suchte nach den berühmten Rentenurteilen des Bundesverfassungsgerichtes, die regelmäßig anmahnen, dass unser Rentensystem Familien mit Kindern stark benachteiligt. Sie werden nicht erwähnt, obwohl das Bundesverfassungsgericht die am häufigsten zitierte Autorität in der OH ist und die finanzielle Lage der Familie in unserem Sozialsystem sehr

ausführlich dargestellt und problematisiert wird. Nun schaute ich doch schon etwas genauer in das Literaturverzeichnis und vermisste grundlegende soziologische Werke zur Familiensoziologie und aus dem Bereich der theologischen Ethik – es herrschen Berichte des Familienministeriums vor und alle Literaturangaben entstammen derselben politischen Ausrichtung.

Erst jetzt erwachte mein theologisches Interesse. Schon mit wenig Aufwand war zu sehen: So etwas wie Buße, Umkehr oder Sündenbekenntnis kommt ebenso wenig vor wie Gott als „Schöpfer“, das Kreuz als Ort der Sündenvergebung oder der Heilige Geist.

Schließlich suchte ich nach dem zentralen Ergebnis, das sich zu Beginn der „Empfehlungen“ findet: „Leitlinie einer

evangelisch ausgerichteten Förderung von Familien, Ehen und Lebenspartnerschaften muss die konsequente Stärkung von fürsorglichen familiären Beziehungen sein“ (A131). Das erschien mir doch für all die Mühe etwas mager, dürfte dem doch fast jeder zustimmen.

Vorweg sei noch gesagt: Ein zentrales Anliegen der OH ist die partnerschaftliche Ehe oder Paarbeziehung, die Erwerbstätigkeit und Haushaltstätigkeiten gleichmäßig untereinander aufteilt. Da ich in genau einer solchen Ehe lebe und meine Frau mehr verdient als ich, kann ich hier völlig unverdächtig agieren.

Die Kommission

Die OH ist das Ergebnis der dreijährigen Arbeit einer vom Rat der EKD eingesetzten Ad-hoc-Kommission unter Leitung von Frau Ministerin a.D. Dr. Christine Bergmann (Vorsitzende) und Frau Prof. Dr. Ute Gerhard (stellvertretende Vorsitzende).

Die Auswahl der beiden Vorsitzenden und etwas weniger deutlich der Kommission insgesamt hat das Ergebnis bereits von vornherein festgelegt, findet sich doch – soweit öffentliche Quellen eine Beurteilung ermöglichen – kein Kommissionsmitglied, dass die Position der OH prinzipiell nicht schon vorher vertreten hat. Das ist ein ungewöhnlicher Vorgang, sind doch EKD-Kommissionen

normalerweise mit Vertretern der gesamten Bandbreite der Positionen innerhalb der EKD besetzt, wenn auch nicht immer repräsentativ. Bei der Durchsicht von Dutzenden früherer EKD-Kommissionen habe ich keine gefunden, die so einseitig besetzt war.

Beide Vorsitzende sind Jahrgang 1939, waren also bei Veröffentlichung der OH 74 Jahre alt. Damit ist ihr Lebenswerk gut zu überschauen, Überraschungen waren ausgeschlossen. Beide haben ihre lebenslange Sichtweise in die OH gegossen.

Organisationen innerhalb der evangelischen Landeskirchen und deren Verantwortliche, die von der OH stark abweichende Auffassungen vertreten – und dabei sind nicht nur nach ‚rechts‘ abweichende gemeint –, sind von vornherein nicht in die Kommission entsandt worden. Wahrscheinlich hat es bisher keine EKD-Kommission gegeben, in der die Auffassungen der Mitglieder von vornherein so nah beieinander lagen. Ein Mitglied, das sich politisch dem bürgerlichen Lager zurechnet oder familienpolitisch gesehen in der politischen Mitte oder von dort aus weiter nach rechts hin orientiert ist, fehlt ganz.

Ute Gerhard war von 1987 bis 2004 erste Professorin für Frauen- und Geschlechterforschung an der Goethe-Universität in Frankfurt und damit erste Inhaberin eines solchen Lehrstuhls in Deutschland. Sie ist Mitbegründerin der Zeitschrift

‚Feministische Studien‘ und führende Repräsentantin, ja die ‚Grand Old Lady‘, der „feministischen Geschichtswissenschaft“ in Deutschland. Ute Gerhard muss als eigentlicher Genius bzw. Genia hinter der Erklärung gelten. Sicher nicht zufällig war sie es auch, die die OH der Öffentlichkeit erstmals vorstellte (siehe dazu den Anfang von Kapitel 3 unten).

„Ein neues normatives Familienmodell“ als „normative Orientierung“

Viele Kritiker haben der OH vor allem vorgeworfen, dass sie Ethik in die Beliebigkeit des Zeitgeistes stelle und eigentlich keine Werte vertrete.

Im ersten Moment sieht es tatsächlich so aus, als wenn Familie soziologisch und theologisch neu gedacht wird, da sich die Gesellschaft verändert, etwa wenn es heißt: „Angesichts des tiefgreifenden sozialen und kulturellen Wandels ist auch die Kirche aufgefordert, Familie neu zu denken und die neue Vielfalt von privaten Lebensformen unvoreingenommen anzuerkennen und zu unterstützen“ (A132).

Trotzdem wäre es ein Missverständnis, dass damit Ethik völlig beliebig würde und keine Werte mehr vertreten würden. Die OH und mit ihr der Rat der EKD erheben nach wie vor einen sehr traditionellen Anspruch der Kirche als Hüterin

der Moral. Denn die neue Sicht der OH ist am Ende doch für alle verbindlich: „Diese Anerkennung ist nicht lediglich als Anpassung an neue Familienwirklichkeiten zu verstehen, sondern als *eine normative Orientierung*.“ (A132, Hervorhebung hinzugefügt), denn es geht um „ein *neues normatives Familienmodell*“ (A120, dito)! Hier wird also bewusst eine neue, normative Ethik verkündigt. Sie ist ebenso normativ wie die alte, aber eben inhaltlich neu.

Das macht unseres Erachtens die Besonderheit der OH aus. Denn dadurch werden nicht einfach Dinge zur Diskussion gestellt, Anfragen formuliert oder eine politische Meinungsdiskussion getragen, sondern es wird eine neue Ethik normativ formuliert.

Da die OH überwiegend die Tagespolitik kommentiert und oft sehr junge und vermutlich nicht sehr langlebige Maßnahmen beurteilt, werden also in der OH immer wieder tagesaktuelle, meist parteipolitische Positionen in einen normativen Rang erhoben.

Zur politischen Verortung

Parteipolitische Verortung

Die meisten Mitglieder und Wähler der CDU oder der CSU, die einer Gliedkirche der EKD angehören, dürften enttäuscht sein, dass ihre Auffassungen und Interessen in der OH meist noch nicht

einmal erwähnt werden (und gegebenenfalls dann erst abgelehnt werden). Umgekehrt gilt auch: Wer die Ergebnisse der OH ihrem Selbstanspruch gemäß „normativ“ (A120, A132) findet, kann eigentlich derzeit weder CDU oder CSU wählen.

Es findet sich zudem in der OH kein Beispiel dafür, dass sie eine Forderung aufstellt, die sich nur in den Parteiprogrammen der CDU oder der CSU findet. (Die einzige Ausnahme ist, dass die OH nicht fordert, die Lebenspartnerschaft in ‚Ehe‘ umzubenennen.)

Das ist schon ein erstaunlicher Befund, da die OH in ihrem Text überwiegend Fragen diskutiert, die in den Bereich der Parteiprogramme fallen und Dinge betreffen, die nur die Bundestagsmehrheit umsetzen kann.

Die säkularen Medien haben die OH sehr deutlich vor allem beim Parteiprogramm von Bündnis 90/Die Grünen verortet. Für das politische Magazin Cicero macht sich der Protestantismus hier „zum Jünger eines grün-besserwisserischen Zeitgeistes“.² Es wird gefragt: „Wäre es nicht ehrlicher, sonntags das Parteiprogramm von ‚Bündnis 90/Die Grünen‘ zu verlesen, die Kollekte der 15-Prozent-Partei zu spenden ...?“

Nun sind tatsächlich alle Forderungen mit dem Parteiprogramm von Bündnis 90/Die Grünen praktisch identisch, nur der (teilweise) religiöse Unterton wird nicht allen ‚Grünen‘ gefallen. Dennoch

stimmen die Forderungen auch mit dem Programm der Partei Die Linken überein, wenn man dort auch noch mehr Abstand zum religiösen Unterton hält.

Sicher gibt es zu jedem einzelnen Thema der OH auch eine Diskussion innerhalb der CDU und der CSU. Ehegattensplitting oder Betreuungsgeld sind beispielsweise weder automatische Forderungen jedes CDU- oder CSU-Mitglieds. Trotzdem soll hier einmal der aktuelle Istzustand der CDU und der CSU zur Zeit des Erscheinens der OH, also des 2. Kabinetts Merkel, mit der OH verglichen werden.

Die Erklärung dafür, dass „Alleinerziehende, junge und kinderreiche Familien und Familien mit Migrationshintergrund“ ein besonders hohes Armutsrisiko haben (A107), wird ganz im Sinne der Parteiprogramme von SPD und Bündnis 90/Die Grünen nur mit Veränderungen im Beschäftigungssystem und der Senkung der Sozialleistungen erklärt (A108-109), als Lösung wird der Mindestlohn gesehen (A109). Wie der Mindestlohn für Familien mit Armutsrisiko „häufig ein Weg aus der Armut“ sein soll (A109), etwa wenn Arbeitslosigkeit herrscht oder eine fünfköpfige Familie von Hartz IV lebt, wird nicht erklärt. Das komplexe Problem, welche Familien in das Armutsrisiko abrutschen und was dagegen grundlegend getan werden kann, wird auf parteipolitische Vorgaben reduziert.

Das geltende Ehegattensplitting wird abgelehnt, da es als Symbol der Bevorzugung der Ehe gilt: „... die derzeitige steuerliche Entlastung des Ehegattensplittings, das aus sozial- und gleichstellungspolitischen Gründen seit Langem grundsätzlich in Frage gestellt und auch von der OECD kritisiert wird.“ (A116). Andere Auffassungen kommen nicht zu Wort.

Die OH ist auch gegen das „Betreuungsgeld“ (A116) und folgt dabei dem wichtigsten ethischen Prinzip der OH, wenn sie kritisiert, dass das Betreuungsgeld „die Erwerbstätigkeit von Eltern zu verringern statt zu erhöhen“ droht (A116). Damit wird die Mutter lediglich als wertvoll für den Arbeitsmarkt und für Gleichstellungspolitik gesehen, ihre Tätigkeit der Betreuung selbst wird – zumindest hier – aber nicht als echte, nur unbezahlte Arbeit gewertet, davon, dass die moderne Mutter das selbst entscheiden kann, einmal gar nicht zu sprechen. Dass die Betreuung zugunsten der Kinder geschieht und die Betreuung auch vom Vater wahrgenommen werden kann, wird mit der Behauptung widerlegt, dass auch „die Bildungsbeteiligung von Kindern“ (A116) verringert werde, was erstens abzuwarten bleibt, da es wesentlich daran hängen wird, wer das Betreuungsgeld in Anspruch nehmen wird, zweitens nur für bildungsferne (OH: „bildungsungewohnte“) Familien gilt und drittens nun neben der Mutter auch noch

das Kind in das Raster von Bildung und zukünftiger Platzierung im Arbeitsmarkt vereinnahmt. Nirgends werden etwa Firmen aufgefordert, Arbeitsplätze für Teilerwerbstätigkeit oder auch Arbeit von zu Hause flexibler zu gestalten, um die Wahlfreiheit von Müttern und Vätern zu erhöhen, wie dies etwa das Familienministerium im 2. Kabinett Merkel tat. Das Konzept der CDU und CSU, dass Eltern in die Lage versetzt werden sollen, selbst zu entscheiden, wie sie Beruf und Familie vereinbaren und wie sie für die Betreuung der Kinder sorgen, ist erkennbar ein Feindbild der OH.

„Ganztagsschulen“ (A109, A138, A139) ebenso wie Ganztageskinderbetreuung ab dem 2. Geburtstag sind für die OH vielmehr verabsolutierend eine „grundlegende Bedingung für das Gelingen von Familie“ (A138), Alternativen werden nicht einmal erwähnt.

Jedes Mal wird dabei so getan, als wenn *alle* Experten und Verbände die genannten Maßnahmen ablehnen bzw. die Sicht der OH befürworten, die jeweilige Fachdiskussion dazu wird ausgeblendet. Das erweckt den Eindruck, als würden politische Vertreter anderer Positionen bewusst über Fachwissen und Offensichtliches hinweggehen, um die alte Geschlechterhierarchie aufrechtzuerhalten.

Der Vollständigkeit halber sei auch noch erwähnt, dass die OH etwas nicht erwähnt, was im Parteiprogramm von Bündnis 90/Die Grünen zur Frage der

Homosexualität zwingend hinzugehört. Das Kürzel ‚LGBT‘ verknüpft die Gleichstellung von Lesben und männlichen Homosexuellen (‚Gay‘) mit der Gleichstellung von Bisexuellen, die heterosexuelle und homosexuelle Sexualität zugleich praktizieren, und der Transgender, für die das ‚B‘ und das ‚T‘ stehen. Die OH erwähnt ‚B‘ und ‚T‘ nicht.

Zu guter Letzt sei festgestellt: Stark an Parteiprogramme erinnert der Umstand, dass finanzielle Belange sehr stark im Vordergrund stehen und Familienpolitik vor allem als Umverteilung von Geldern und Sozialpolitik verstanden wird, das private und emotionale Binnenleben der Familien dagegen in der Hintergrund rückt. Das ist umso erstaunlicher, als die OH selbst erklärt, es sei das Besondere der christlichen Erziehung, deutlich zu machen, dass materielle Dinge nicht alles seien (A73, A89).

Die DDR als Vorbild?

Am deutlichsten wird die politische, ja parteipolitische Einordnung der OH an ihren Aussagen über die DDR.

Zunächst einmal vorweg: In der OH wird zur DDR in der Regel die Rechtslage behandelt, als wäre sie die Ist-Lage gewesen. Irgendwelche Daten aus Erhebungen oder Lebenserinnerungen, wie es sich tatsächlich verhalten hat, fehlen, die DDR-amtlichen Statistiken werden unbesehen übernommen. Die DDR

erscheint als Ort der Gleichberechtigung durch zwei in Vollzeit erwerbstätige Eltern mit früh einsetzender ganztägiger Kinderbetreuung. Deswegen heißt es: „Die Gleichberechtigung der Frau galt deshalb den Beteiligten als ‚eine der größten Errungenschaften‘ der DDR und wurde durch materielle und soziale Hilfen für Mütter und Kinder sowie seit den 1970er Jahren durch ein ganzes Bündel sozialpolitischer Maßnahmen zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf gestützt.“ (A21). Dass das alle „Beteiligten“, also alle früheren DDR-Bürger, so beschreiben, ist ebenso undifferenziert wie die Aussage selbst.

Auffällig häufig wird die DDR als positives Gegenüber zu Westdeutschland dargestellt (z. B. S12 = S31, A20, A21, A22, A60, A61). Wenn es etwa heißt, „dass der westdeutsche Sozialstaat mit einem tradierten Familienbild eine nachhaltige Familienpolitik versäumt hat“ (S18 = S125), so findet sich eine entsprechend negative Aussage über die DDR-Familienpolitik nirgends.

Kritisiert wird an der DDR nur Folgendes: 1. dass (auch hier) die Hauptlast der Hausarbeit weiter bei der Frau lag (S31, A21/S40), 2. dass Gewalt gegen Frauen tabuisiert war (A96) und 3. einmal kurz die Unfreiheit im Land: „Diesen sozialen ‚Errungenschaften‘ stand allerdings die gravierende Einschränkung politischer und ziviler Freiheitsrechte gegenüber“ (A21/S40).

Übrigens wird auch nicht thematisiert, dass die Familienpolitik der DDR das vermutlich erfolgreichste Werkzeug gegen die Kirchen war und zur Entfremdung ganzer Generationen von Gott und Kirche geführt hat. Auch die Frage der erwarteten Mitgliedschaft der Kinder und Jugendlichen in Parteiorganisationen der SED (Pioniere, FDJ) oder die Problematik des Verhältnisses von Jugendweihe und Konfirmation ist der OH keine Zeile wert.

Wäre die DDR also ein freies Land gewesen und hätten dort die Männer mehr Hausarbeit geleistet, hätte sie genau dem Wunschbild der AutorInnen der OH entsprochen.

Erziehung weiterreichen?

Erziehung wird in der OH vorrangig in Kitas und Schulen geleistet, die elterliche Erziehungsarbeit wird immer sehr schnell damit verbunden, dass die soziale Stellung der Eltern über die Zukunft der Kinder bestimmt. Ohne jede Einschränkung wird einfach festgestellt: „Die gesellschaftlichen Debatten über Bildung und Erziehung verändern sich: Galt bis vor Kurzem in Westdeutschland noch die Devise, dass Erziehung in der Familie stattfindet, der Kindergarten für ergänzende Betreuung zuständig sei und mit dem Schuleintritt der Bildungsweg beginne, so werden diese Zuordnungen heute grundlegend in Frage gestellt“ (S14 = S87).

So schnell geht das und die Kirche schaut zu, ja fördert die Entwicklung weg von der Bindung an die Eltern hin zur Fremdbetreuung unter Oberhoheit des Staates bzw. außerfamiliärer Institutionen. Nirgends wird auf die Gefahr der Gleichschaltung und das Aussterben von Vielfalt und Unabhängigkeit hingewiesen, wenn der Staat und die Bürokratie mehr und mehr die Kontrolle über die Kinder übernehmen, zumal Eltern zugleich viel Einfluss an Medien und Peer-Groups abgeben müssen.

Was hat die EKD zum mühsamen Einsatz der Eltern für die Zukunft der Kinder zu sagen? Vor allem Negatives: „Die Voraussetzungen für Bildungs- und Zukunftschancen von Kindern werden ganz überwiegend im Elternhaus gelegt, sie sind abhängig von Ressourcen, kulturellen Überzeugungen und den Erziehungsstilen der Eltern. Dass Erziehung immer auch soziale Platzierung des Nachwuchses ist, wurde in den international vergleichenden Schulleistungstests (PISA) offenbar ...“ (A76). Eltern müssten eigentlich ständig ein schlechtes Gewissen haben, wenn sie dafür sorgen, dass ihre Kinder es zu etwas bringen (z. B. S15 = S87f). Am besten geben sie ihre Kinder so früh wie möglich aus dem Haus, damit sie sich später nicht den Vorwurf machen müssen, aus ihrem Kind wäre nur etwas wegen des sozialen Status des Elternhauses geworden!



Wer seine Familie
vernachlässigt,
dessen Besitz löst
sich in Luft auf!

(Sprüche 11,29 Die Gute Nachricht)

Spendenkonto:
IBAN: DE02520604100003690334
BIC: GENODEFIEK1
Verwendungszweck:
ILF2000

Foto: ©Sunny studio-Fotolia.com

ilfw
Institut für Lebens- und
Familienwissenschaften
www.bucer.de/institute/ilfw.html

Ganztagsbetreuung als „grundlegende Bedingung für das Gelingen von Familie“?

Der flächendeckende „Ausbau von Tageseinrichtungen und Ganztagschulen ...“ (A139) gilt der OH als Selbstverständlichkeit, weil das Gelingen der Familie ohne sie undenkbar geworden ist: „Eine grundlegende Bedingung für das Gelingen von Familie ist der konsequente und qualifizierte Ausbau einer familienunterstützenden Infrastruktur von den Krippen bis zu Ganztagschulen“ (A138). Damit wird allen Familien, die darauf verzichten, von vornherein das „Gelingen“ abgesprochen, und damit überhaupt Eltern das Gelingen *ihrer* Erziehung abgesprochen. Die Realität spricht eine andere Sprache und beweist nicht, dass etwa das Betreuen der Kinder zu Hause automatisch die Vernachlässigungsrate erhöhen oder die Bildungschancen automatisch verringern würde.

Die OH schreibt: „Der Ort für eigenständige Gruppenerfahrungen ist heute die Kinderkrippe und die Kindertagesstätte. Bei den über Dreijährigen besuchen 95 % aller Kinder eine Betreuungseinrichtung, bei den Zweijährigen ist es mehr als ein Drittel mit steigender Tendenz. ... Inzwischen ist unstrittig, dass der Besuch einer Kindertagesstätte und das Zusammensein mit Gleichaltrigen bzw. in jahrgangsgemischten Gruppen der Entwicklung förderlich sind. Dass dies auch für Jüngere, unter Dreijährige

gilt, ist ... noch nicht in gleicher Weise akzeptiert. Studien belegen jedoch, dass auch unter dreijährige Kinder – unter der Voraussetzung qualitativvoller Einrichtungen – von außerhäuslichen Bildungs- und Erziehungsangeboten profitieren, umso mehr, wenn sie aus bildungsbenachteiligten Familien kommen“ (A74).

„Unstrittig“ ist hier gar nichts, brauchbare Studien gibt es kaum, der Wunsch ist hier Vater des Gedankens. Und wo liegt die Gefährdung der Gesellschaft, wenn eine Familie ihre zweijährigen Kinder *nicht* in eine Kita schicken, sofern sie nicht vernachlässigt werden? Und müsste diese Gefährdung dann nicht im Einzelfall bewiesen werden?

Und müsste eine Kirche, die längst Position bezogen hat, nicht wenigstens die damit verbundene ethische Problematik diskutieren und die Pflichtenkollision aufzeigen? Gilt Artikel 6 des von der OH oft zitierten Grundgesetzes nicht mehr, dass es „das natürliche Recht der Eltern und die zuvörderst ihnen obliegende Pflicht“ sei, ihre Kinder zu erziehen?

Wenn Kinder ab dem 2. Lebensjahr ganztägig Betreuungseinrichtungen besuchen und in Ganztagschulen gehen, wird das Menschenrecht der Eltern und der Kinder, dass die Eltern die religiöse Erziehung der Kinder selbst bestimmen können (Allgemeine Menschenrechtserklärung § 18, Europäische Menschenrechtskonvention, Zusatzprotokoll Art. 2 usw.), kaum noch umzusetzen sein. Dies

ist für eine Religionsgemeinschaft wie der EKD ebenso eine zentrale Frage wie für die Zukunft der Familie überhaupt. Das Menschenrecht wird aber von der OH nicht erwähnt, geschweige denn diskutiert, was man zu seinem Schutz unternehmen sollte. Zum „Erziehungsrecht der Eltern“ gehört zwar „auch die religiöse Erziehung“ (A140), aber dass das Letztere eigens als Menschenrecht im Rahmen der Religionsfreiheit verankert ist, fehlt.

Feindbild Hausfrauenehe – kein Platz für Vielfalt

Ein moralischer Zeigefinger durchzieht die ganze Studie besonders: Die ‚Hausfrauenehe‘ – wozu auch Teilzeiterwerbstätigkeit der Mutter zählt – war und ist falsch und ist nur in der Form der Unterdrückung der Frau denkbar. Das beginnt schon damit, dass sie schon für die Nachkriegszeit als „nicht mehr in die prosperierende Industriegesellschaft“ passend dargestellt wird. Vielmehr habe damals die „kollektive Sehnsucht nach Normalität und ‚heiler Welt‘ ... Mythen, Ideale und wirkmächtige Rollenbilder ... aufleben lassen“ (A22). Dass die Sehnsucht nach „heiler Welt“ damals stärker gewesen sei und sich in der ‚Hausfrauenehe‘ niedergeschlagen habe, wird nicht wissenschaftlich belegt, sondern einfach unterstellt.

Die ‚Hausfrauenehe‘ wird aus dem in der OH immer wieder beschworenen bunten Strauß der vielen Möglichkeiten des Zusammenlebens offensichtlich ausgenommen, obwohl sie ja bis heute nicht nur dort vorkommt, wo Frauen in Abhängigkeit keine Wahl haben, sondern sehr wohl auch dort, wo sich Erwachsene im Einverständnis darauf einigen, oft auch nur zeitweise, womit die ‚Hausfrauenehe‘ eben einfach zur gesellschaftlichen Realität gehört, die ansonsten immer wieder zum Maßstab gemacht wird. Was sollte daran immer und grundsätzlich verwerflich sein, wenn man jede andere Form des Zusammenlebens auch gut findet? Warum wir das Innenleben von ‚Hausfrauenehen‘ und Teilerwerbstätigkeit von Müttern stärker problematisiert, als bei Alleinerziehenden, Patchworkfamilien und Lebenspartnerschaften? Hat nicht jede Familienform ihre eigenen typischen Probleme? Schafft nicht jede auch wieder andere Gefährdungen der Abhängigkeit und des Machtgefälles. Gibt es Gewalt (leider!) nicht in jeder Form des Zusammenlebens?

Wenn die Beziehung, in der beide gleich viel arbeiten und im Haushalt helfen, als Ideal gezeichnet wird und die „partnerschaftliche Familie als Modell der Zukunft ...“ (A137) gilt, gilt dann umgekehrt, dass die Hausfrauenehe oder die *Hausmannnehe* nicht partnerschaftlich sein können? Und wenn es beim Modell der „partnerschaftlichen Fami-

lie“ darum geht, „Fairness innerhalb der Familie einen entscheidenden Wert beizumessen“ (A52), fragt man sich: Ist etwa jede traditionelle Ehe und Familie von Unfairness geprägt und jede Beziehung zweier Erwerbstätiger von Fairness? Ist das nicht eine pauschalisierende und vorurteilsbeladene Unterstellung ohne Kenntnis der jeweils konkreten Situation? Auch in Ländern mit höherer Frauenerwerbstätigkeit wie Schweden oder den USA entscheiden sich immer wieder Millionen von Paaren bewusst für die Betreuung der Kinder durch die nicht oder nur teilweise erwerbstätige Mutter – ohne Zwang und ohne Hierarchie – ist das dann immer falsch?

Ökumene – nein danke!

Katholische Kirche und orthodoxe Kirchen

Das ökumenische Gespräch wird überhaupt nicht geführt, weder freundlich noch abgrenzend. Andere Kirchen als die EKD und die katholische Kirche kommen sowieso nicht vor. Das absolute Scheidungsverbot der römisch-katholischen Lehre, der Zölibat, die Ablehnung des Schwangerschaftsabbruchs und der künstlichen Empfängnisverhütung und vieles mehr werden nicht einmal erwähnt. Es wird nur kurz abgelehnt, dass die Ehe ein „Sakrament“ ist (A48).

Auch wenn man einige der katholischen Positionen nicht teilt: Darf eine evangelische OH zur Familie so vollständig übergehen, was der ebenso große andere Teil der Christenheit in Deutschland lehrt? Auch etwa orthodoxe, freikirchliche oder innerkirchlich-evangelikale Positionen werden übergangen. Gibt es von Christen außerhalb der EKD und von andersdenkenden Christen innerhalb der EKD gar nichts mehr zu lernen?

Deutlich antikatholisch ist die Formulierung: „Es ist ein Segen für konfessionsverbindende Familien, dass ihre Mitglieder in der evangelischen Kirche gemeinsam das Abendmahl empfangen und damit auch in ihrem Glauben Gemeinsamkeit erleben können“ (A123). Das ist eine Einladung an Katholiken, die Lehre ihrer Kirche bewusst zu missachten.

Ohne direkte Nennung ist wahrscheinlich auch mit folgendem Statement die katholische Lehre gemeint: „Es zählt zu den Stärken des evangelischen Menschenbilds, dass es Menschen nicht auf biologische Merkmale reduziert, sondern ihre Identität und ihr Miteinander in vielfältiger Weise beschreibt“ (A51). Es wäre aber eine grobe Verzeihung der katholischen Sicht, dass sie den Menschen, Sexualität und Ehe auf biologische Merkmale reduziere. Zwar betont sie sehr stark die biologisch-natürliche Verankerung der Ehe und der Sexualität, aber zugleich

will der Sakraments-Charakter der Ehe ja gerade viel stärker als die evangelische Sicht die nichtbiologische, auf Ewigkeitswerte und die Beziehung zum (körperlosen) Schöpfer ausgerichtete Seite der Ehe betonen.

Aus der Sicht der katholischen und orthodoxen Kirchen ist die OH darüber hinaus eine enorme Herausforderung, nicht nur durch ihre ethischen Positionen, sondern vor allem durch die Abwesenheit jeglicher gemeinsamer theologischer Fundamente, etwa *durch das Ausblenden echter übernatürlicher Offenbarung zur Thematik oder durch das völlige Fehlen jedes Hinweises auf die Dreieinigkeit und anderer konfessionsverbindender Glaubensgrundlagen.*

Ökumene – Andersdenkende in der Kirche – Homosexualität

In den christlichen Kirchen weltweit hat die Frage, wie mit Homosexualität umgegangen werden soll, ob Homosexuelle ordiniert werden können, ob sie zu Bischöfen ordiniert werden können und wie die Kirchen generell zu Lebenspartnerschaftsgesetzen oder zur Homosexuellenehe stehen sollen, eine breite und kontroverse Diskussion ausgelöst. Kirchenspaltungen historischer Kirchen wie in der anglikanischen Kirche sind im Gange, bodenständige ökumenische Beziehungen brechen auseinander, lange

hat kein Einzelthema die Weltkirche so erschüttert. Gäbe es diese Thematik nicht, ginge es den ökumenischen Beziehungen auf globaler Ebene besser denn je zuvor. Der Ökumenische Rat der Kirchen etwa verzichtet deswegen völlig auf Stellungnahmen zum Thema, weil sonst ein ökumenischer Zusammenhalt kaum noch denkbar wäre. Die OH geht auf diese ganze Problematik nicht ein.

Die OH bezieht hier ohne Wenn und Aber Partei und geht in ihren Forderungen auch weit über den Istzustand in Deutschland hinaus, auch über die Position zahlreicher Gliedkirchen der EKD, die sämtliche zwar homosexuelle PfarrerInnen zulassen, aber noch längst nicht für jede Forderung der OH offen sind, vor allem nicht in Bezug auf die lebenslängliche Ehe, wie auch der Protest einzelner aktiver Bischöfe deutlich gemacht hat.

Aber selbst wenn man das alles aus Überzeugung tut: Wäre es nicht am Platz gewesen, wenigstens ein Wort darüber zu verlieren, wie es denn nach dieser Positionsbestimmung mit der Weltkirche, mit der Ökumene, mit innerkirchlichen Auseinandersetzungen weitergehen soll? Und hätte man nicht soviel Umsicht aufbringen müssen, die Diskussion fair nachzuzeichnen und die Argumente Andersdenkender darzustellen und dann zu widerlegen?

Wo ist nur die Sexualität geblieben?

Ausgeblendete Sexualität

Ohne Sexualität gäbe es keine Familie. Trotzdem kommt Sexualität in der OH praktisch nicht oder nur beiläufig vor, es gibt keinen eigenen Abschnitt dazu, als hätten Kinder, Ehe und Patchworkfamilie, Lebenspartnerschaft und Scheidung nichts mit Sexualität zu tun.

Sexualität erscheint als sexuelle Gewalt und sexueller Missbrauch (S17 = S107, A32, A96, A97, A100, A102, A103, A146), als Bestandteil von Begriffen wie Homosexualität oder sexuelle Orientierung (A8, A28, A29, A30, A51, A52, A53, A127, A133).

Lediglich beiläufig wird das „Glück sexueller Begegnung“ (A41, A47), und „erfüllte Sexualität“ (A57, ähnlich A52) erwähnt. Weder wird von den meisten positiven Dingen rund um Sexualität gesprochen, wie z. B. der Emotionalität oder Zeugung, noch von negativen Dingen wie ‚Untreue‘ bzw. ‚Ehebruch‘, die immer noch der häufigste Scheidungsgrund sind, aber auch nicht von ersterbender Sexualität in Beziehungen, von Sexualerziehung oder von Sexsucht.

Wenn Sexualität positiv vorkommt, dann sofort mit einer Spitze gegen die Ehe: „Liebe gilt als die intensivste persönliche und exklusive Beziehung zwischen zwei Menschen, und sie wird gerade in einer erfüllten sexuellen und

erotischen Beziehung auch so erfahren. Das kann sich mit der Rechtsgestalt von Ehe und Familie reiben“ (A52).

Lebenslängliche Treue und sexuelle Exklusivität

Der Gedanke der Exklusivität sexueller Beziehungen fehlt völlig, für die traditionelle Ehe ebenso wie für die ‚wilde‘ Ehe, Patchworkfamilien und homosexuelle Lebenspartnerschaften. Hier fällt die Kirche moralisch weit hinter das zurück, was die große Mehrheit unserer Gesellschaft nach wie vor für richtig hält, wenn auch meist in Form der sogenannten ‚seriellen Monogamie‘ (immer nur ein paar Partner zu einer Zeit‘).

Kurzum: Nirgends stellt die OH die ethische Forderung wenigstens serieller sexueller Treue auf und noch viel weniger bezeichnet sie die lebenslängliche sexuelle Treue als erstrebenswertes Ziel oder wenigstens schöne Erfahrung. *Die sexuelle Treue ist als ethischer Wert abhandengekommen. Dies nicht, weil sie als Wert in der Gesellschaft abhandengekommen ist, wenigstens in der seriellen Form, sondern weil sich die AutorInnen der OH offenbar bewusst dagegen entschieden haben.*

Verharmlosung von Scheitern

Das Scheitern von ehelichen und familiären Beziehungen wird verharmlost und mehr wie ein Naturgesetz beschrieben,

etwa wenn es heißt: „Familie bedeutet höchstes Glück, aber auch die Möglichkeit des Scheiterns und Neubeginns und den Wandel von Beziehungen“ (A1/S21). Wenn „... im Scheidungsfall beide Eltern das Sorgerecht behalten ...“, so bedeuten diese Veränderungen im Familienleben auch Verunsicherungen insbesondere für Kinder“ (A8). „Verunsicherungen“? Was für ein Euphemismus, wenn er die vielen Traumata und emotionalen Katastrophen mit erfassen soll! Haben die Autoren noch keine langjährige Auseinandersetzung um die Kinder nach Scheidungen aus nächster Nähe miterlebt? Wissen sie nicht, dass es für Kinder längst nicht immer einfach ist, in einer Patchworkfamilie plötzlich mit völlig anderen Kindern des neuen Partners ihres Elternteils zusammenleben zu müssen?

Kirche hat die Aufgabe, „... andere an Gerechtigkeit orientierte Familienkonstellationen sowie das fürsorgliche Miteinander von Familien und Partnerschaften – selbst in ihrem Scheitern – zu stärken, aufzufangen und in den kirchlichen Segen einzuschließen“ (A134). „Die Kirchen unterstützen Familien in ihrem Wunsch nach gelingender Gemeinschaft, sie begleiten sie aber auch im Scheitern und bei Neuaufbrüchen“ (A5). Hier steht neben dem „Scheitern“ der Neuaufbruch, ja ‚Aufbruch‘, ‚Neuaufbruch‘, ‚Veränderung‘ sind beliebte Chiffren der OH für Familiendramen und reden massive Probleme schön.

Auf Trennung und Scheidung selbst wird eigentlich nirgends näher eingegangen, sie erscheinen nur in solchen Aufzählungen und Halbsätzen und werden einfach als Fakt beschrieben.

Das Verharmlosen von Scheitern und der dadurch hervorgerufenen Traumata setzt sich theologisch in der Abwesenheit von Schuld, Buße, Umkehr oder Sündenbekenntnis fort.

Sind dann nicht Harem und Swingerpartys okay?

Nirgends im ganzen Dokument wird auch nur einmal verbindlich gesagt, dass es sich bei den vielen Formen der Partnerschaft immer nur um zwei Erwachsene handeln darf, die eine sexuelle Beziehung haben. Weder wird gesagt, dass es Erwachsene sein müssen, noch dass es nur zwei sein dürfen. Eine Abgrenzung zu einer sexuellen Partnerschaft zu dritt oder zu viert findet also nicht statt, für die Ehe Jakobs mit zwei Frauen gibt es sogar ein gewisses Verständnis: „Die gleichzeitige Sorge eines Mannes für zwei Frauen und ihre Kinder wie bei Jakob mit Lea und Rahel erscheint heute vielleicht weniger befremdlich ...“ (A40), und dass Abraham neben Sarah noch deren Sklavin Hagar zur Frau nahm, gilt plötzlich als eine der „Patchwork-Konstellationen“ (A40). Wieso Abraham, Sarah und Hagar als Patchworkfamilie, und damit gemäß der OH als normal vorkommende

Familienkonstellation bewertet werden, erschließt sich schon nicht, dass damit aber eine Zweitehe mit einer Sklavin, die keine Wahl hatte und Frau zweiter Klasse wurde, plötzlich hoffähig wird, passt nun wirklich nicht in das Zeitalter der Gleichberechtigung.

Es behaupte keiner, die Ablehnung von Polygamie oder Inzest sei doch sowieso klar und man habe so etwas Selbstverständliches nur nicht gesagt. Die OH rüttelt an den Fundamenten der traditionellen christlichen Familien- und Sexualethik und fordert normativ ein neues Familienbild. Da kann es nicht sein, dass plötzlich solch traditionelle Werte unausgesprochen doch gelten. Und da kann es kein Zufall sein, dass die traditionellen Vorgaben wie Zweisamkeit, Erwachsensein oder Inzestverbot kein Thema sind.

Nehmen wir einmal in einem kleinen Gedankenexperiment das folgende Ergebnis der OH wörtlich: „Wo Menschen auf Dauer und im Zusammenhang der Generationen Verantwortung füreinander übernehmen, sollten sie Unterstützung in Kirche, Gesellschaft und Staat erfahren. Dabei darf die Form, in der Familie und Partnerschaft gelebt werden, nicht ausschlaggebend sein. Alle familiären Beziehungen, in denen sich Menschen in Freiheit und verlässlich aneinander binden, füreinander Verantwortung übernehmen und fürsorglich und respektvoll miteinander umgehen, müssen auf die Unterstützung der evangelischen

Kirche bauen können“ (A131). Das muss dann auch für folgende Formen gelten, die alle in der OH nicht erwähnt und auch nicht abgelehnt werden. Natürlich gilt das für alle *nur, solange* dort „Verantwortung füreinander“ in „Gerechtigkeit“ übernommen wird und vor allem, wenn dort Kinder leben: Polygamie; Ehe ohne Trauschein mit 2 Männern und 2 Frauen; Ehe auf Zeit; Living-Apart-Together-Beziehung; alle Arten von freiwilligem Inzest in dauerhafter Beziehung; die germanische Muntehe und Friedelehe; die schiitische Zeitehe; multilokale Partnerschaften / ‚lokale Monogamie‘; Besuch von Swinger-Clubs bei beiderseitigem Einverständnis der Partner.

Gegen ein solches Verständnis wird auch nirgends in der Diskussion über die OH seither Einspruch erhoben, weder von der Kommission und der EKD, noch von den Unterstützern der OH allgemein. *Woher soll der Leser wissen, wo die unsichtbare, nicht genannte neue Grenze verläuft, wenn alles neu gedacht werden und die gesellschaftliche Lage akzeptiert werden soll* (und zu allen obigen Formen gibt es soziologische Studien und Medienberichte zu ihrer Verbreitung)?

Oder anders gesagt: Da die OH selbst keine Grenzen für das neue Familienbild formuliert, außer Verlässlichkeit und Vorhandensein mehrerer Generationen, darf man auch keine weiteren Grenzen in die OH hinein lesen. Wenn man das Recht auf eigene Lebensgestaltung wie

die OH in keiner Weise einschränkt, dann muss man eigentlich viel weiter, viel weitherziger, viel grundsätzlicher denken. Irgendwie ist die OH dann eben doch ‚gut bürgerlich‘ und bleibt im Rahmen dessen, was in unser Kultur denkbar und potenziell mehrheitsfähig ist.

Zur Argumentationsweise allgemein

Einlinige Argumentationsweise

Hinter der häufigen Nennung von „Autonomie“ und „Vielfalt“ steht ein sehr einliniges, einseitiges normatives Bild der OH. Ich habe es durch erneutes Lesen der Erklärung nur darauf hin noch einmal erhärtet: Die OH kennt praktisch *kein Abwägen, keinen Kompromiss, keinen Ausgleich von Interessen, kein sowohl als auch*. Argumente stellt sie kaum Pro und Contra vor, um dann einen Kompromiss zu finden oder eine Lösung, die beiden oder mehreren Anliegen gerecht wird. Es gilt beispielsweise nur Kita plus Ganztagschule, nicht aber ein Ausgleich zwischen Direktbetreuung durch die Eltern und gesellschaftlicher Betreuung. Es scheint keine Situation zu geben, in der die persönliche Betreuung von Kleinkindern durch die Eltern unterstützenswert wäre. Es gilt etwa Vollerwerbstätigkeit gegen Hausfrau, Teilerwerbstätigkeit gilt ausdrücklich nicht als Lösung für Mütter (S15 = S77, A62).

„Die Wissenschaft hat festgestellt ...“

Die OH durchzieht der Duktus, dass das jeweils Vorgetragene *die* Sicht der Wissenschaft sei oder von bedeutenden Organisationen vertreten werde. Weder im soziologischen noch im theologischen Teil wird angedeutet, dass es zu allen angesprochenen Sachfragen eine große Bandbreite an wissenschaftlich begründeten Auffassungen gibt.

Immer wieder heißt es, dass viele Studien dieses oder jenes Ergebnis erbracht hätten. Formulierungen wie „Als Gründe dafür gelten ...“ (A3) oder „heute wissen wir“ (A43) finden sich ständig, auch bei sehr umstrittenen Fragen. Dabei wird eine Eindeutigkeit gezeichnet, die nicht gegeben ist.

Ein Beispiel: Man ist gegen das Ehegattensplitting, „das aus sozial- und gleichstellungspolitischen Gründen seit Langem grundsätzlich in Frage gestellt und auch von der OECD kritisiert wird“ (A116). Es gibt gute Gründe gegen und für das Ehegattensplitting. Die OH aber erweckt den Eindruck, als sei die moralische und wissenschaftliche Bewertung eindeutig und seien die Gründe für das Festhalten am Ehegattensplitting ganz andere, nämlich das bewusste Festhalten an der Unterordnung der Ehefrau. Dass das Ehegattensplitting historisch ein Fehler war, stünde sowieso fest. Das kann man parteipolitisch so sehen. Darf man es aber als Kirche auch mit der ganzen

Wucht der Bezugnahme auf Wissenschaft und Theologie zur einzig gültigen Sicht erheben?

Beispiel für einseitige Darstellung von Forschungsergebnissen

Als Beleg für die einseitige Darstellung von soziologischen Forschungsergebnissen führen wir im Gutachten zahlreiche Beispiele ausführlicher an, nämlich Scheidungsfolgen, Kitas, Regenbogenfamilien, Zeit mit den Eltern, Biologische Elternschaft, Geburtenrate, Gewalt an Männern, Hausarbeit und Geschichte der bürgerlichen Ehe. Hier müssen wir uns auf ein Beispiel beschränken, die Ursachen für die niedrige Geburtenrate in Deutschland.

In der OH heißt es: „Im europäischen Vergleich der Familienpolitiken und Trends ergibt sich der aus deutscher Perspektive erstaunliche Befund, dass die Länder mit der höchsten Frauen-, ja Mütter-Erwerbsquote zugleich die Länder mit den höchsten Geburtenraten sind (Norwegen, Schweden, Dänemark und Frankreich). Zudem wird deutlich, dass Länder, die sich im Hinblick auf die Geschlechterverhältnisse verhältnismäßig spät modernisiert haben, zum Beispiel Griechenland, Spanien, Italien und Deutschland, heute in Europa über die niedrigsten Geburtenraten verfügen. Deshalb ist die immer wieder vorgebrachte Behauptung, die Gleichstellung

der Geschlechter sei ursächlich für die Krise der Familienbeziehungen, nicht aufrechtzuerhalten. Das Gegenteil ist der Fall: Nicht die Gleichberechtigung der Partner und Modernität, sondern die Aufrechterhaltung geschlechtsspezifischer Ungleichheiten in Bildung, Beruf und häuslicher Aufgabenteilung und späte Familiengründungen sind heute ein wesentlicher Grund für niedrige Geburtenraten“ (A114). Und noch einmal: „Junge Männer und Frauen haben ganz überwiegend den Wunsch, Familien zu gründen und mit Kindern zu leben. Gleichzeitig liegt Deutschland mit einem Kinderwunsch von 1,7 Kindern im europäischen Vergleich extrem niedrig (Ruckdeschel/Dorbritz 2012). Als Gründe dafür gelten das traditionelle Familienbild im Westen, das es besonders den gut qualifizierten Frauen sowohl auf der normativen wie auch der alltagspraktischen Ebene schwer macht, Familie und Beruf zu vereinbaren“ (A3).

1. Wenn das so einfach und so monokausal richtig wäre, dann müsste ja die Geburtenrate in den neuen Bundesländern seit 1990 wesentlich höher sein als in den alten Bundesländern. Das Umgekehrte ist aber der Fall. Weiß die OH das nicht? Doch, sehr wohl, nur hat sie sofort eine Erklärung parat: „In Ostdeutschland liegt zwar die Kinderwunschratenrate höher, jedoch werden häufig Kinderwünsche angesichts der

immer noch schwierigen wirtschaftlichen Lage aufgeschoben“ (A3). Also entscheidet doch nicht die Erwerbsquote der Mütter oder die Kitadichte, sondern das Einkommen? Und was ist das mehr als eine Vermutung?

2. Zudem erklärt das nicht, wieso die Geburtenrate in den letzten Jahrzehnten gesunken ist, wo doch die Frauen-Erwerbsquote gleichzeitig gestiegen ist.
3. In Deutschland wird die Mehrzahl der Kinder in „Hausfrauenehen“ geboren, weil die Kinderzahl dort im Schnitt höher ist, als in Ehen mit berufstätiger Mutter, und weil die meisten Ehen von Migranten Hausfrauenehen sind.
4. Mit steigendem Einkommen sinkt die Kinderzahl pro Paar. Doppelverdienerhaushalte haben im Regelfall ein höheres Einkommen und durchschnittlich weniger Kinder.
5. Weitet man den Blick von Europa auf die ganze westliche Welt, gibt es sowieso kein eindeutiges Ergebnis zu dieser Fragestellung mehr. Denn wieso haben dann Länder im Globalen Süden, in denen es kaum eine Frauen-Erwerbstätigkeit gibt, so viele Kinder bzw. eine höhere Geburtenrate?

Es ist insgesamt richtig, dass offensichtlich die Frauen-Erwerbsquote nicht allein über die Geburtenrate entscheidet und das wurde tatsächlich oft behauptet, aber das gilt in beide Richtungen. Zudem: Es

gibt eine breite wissenschaftliche (und erst recht politische) Debatte, warum die Geburtenrate bei uns seit mehr als drei Jahrzehnten so niedrig ist. Immerhin ist Deutschland das Land der Erde, das bereits am längsten seit Jahrzehnten unterhalb der Reproduktionsrate liegt. Eine schlüssige Erklärung hat noch niemand vorgelegt und belegt, geschweige denn eine, die wenigstens von der Mehrheit der Wissenschaftler geteilt wird. Und wenn überhaupt, kann es sich nur um eine Kombination zahlreicher Faktoren handeln. Die OH aber hat längst die apodiktische Antwort gefunden: Die bürgerliche Ehe, verstanden als ‚Hausfrauenehe‘, ist schuld. Das ist ein typisches Beispiel dafür, wie die OH auch sonst mit Statistiken und wissenschaftlichen Debatten umgeht.

Themen, die in der Orientierungshilfe fehlen

Fehlt: Internationale Perspektive und Familien im globalen Süden

Es fehlt nahezu jede internationale Perspektive, es handelt sich um eine innerdeutsche Nabelschau. Die OH ist auf die deutsche Rechtslage, den deutschen Sozialstaat und das deutsche Bildungssystem fixiert. Die notvolle Lage der Frauen, der Kinder, der Familien in den Armutsgürteln der Welt ist keine Zeile wert. Dass das Einkommen deutscher Familien nicht nur innerhalb des

deutschen Sozialstaates umverteilt werden sollte, sondern Familien privat, aber auch die Kirchen und der deutsche Staat institutionell, Verpflichtungen für alle Menschen in Schwachheit und Not haben könnten, fehlt völlig. *Ich habe selten einen kirchlichen Text gelesen, der derartig die globale Wirklichkeit aus den Augen verloren hat.*

Fehlt: Kinder sind ein Segen

Dass Schwangerschaft und Geburt (außer in Geburtsstatistiken), aber auch der Schwangerschaftsabbruch in der OH nicht vorkommen, wurde bereits gesagt. Eher beiläufig ist einmal die Rede davon, dass Kinder ein Segen sind (A83). Einmal sieht man die Aufgabe der Ehe auch in der „Weitergabe des Lebens“, wenn es heißt: „Deswegen versteht die Reformation die Ehe als ‚weltlich Ding‘ ... Ihre Aufgabe besteht in der Bewahrung und Weitergabe des Lebens in den vielfältigen Formen der Sorge für andere über die Generationen hinweg“ (S13 = S54). Aber sagt das die OH oder nur die Reformation, die anschließend widerlegt wird?

Fehlt: Die Welt aus der Sicht der Kinder

Was Kinder und Jugendliche denken, spielt in der OH eigentlich keine Rolle. Auch wie es ihnen geht, wird auf den Aspekt der Armut und des Sozialstatus reduziert. Die immer breiter werdende soziologische

Forschung zur Lage der Kinder und zur Sicht von Kindern und Jugendlichen wird praktisch übergangen.

„Kindeswohl“ und „Kinderrechte“ (S12 = S43, A32, A132, A140) werden schlagwortartig angeführt, nirgends aber wird ausgeführt, was das beinhaltet, oder dafür die Perspektive der Kinder eingenommen.

Ist das alles zu Migrantenfamilien?

„Das Bild der Familie muss auch in kultureller Hinsicht relativiert werden: Fast jede dritte Familie hat heute einen Migrationshintergrund (30 % in West-, 14 % in Ostdeutschland, BMFSFJ 2010, 18). Wieso ‚relativieren‘ Millionen von Ehen der Migranten die traditionelle Ehe? Sicher gibt es kleine Einwanderungsgruppen, in denen die traditionelle Ehe und Familie seltener vertreten ist, als in Deutschland insgesamt im Durchschnitt (A104). Aber gerade unter der größten Gruppe türkischer Herkunft liegt der Anteil der erstmals verheirateten Paare bei 92 % (A104).

Was die OH zur Lage der Migrantenfamilien sagt, ist sehr dürftig („6.7 Migration und Familienkulturen“, A104-106/S115-119 + S17-18 = S115). Weder findet sie ein gutes Wort über den Familienzusammenhalt vieler Migrantenfamilien oder ein Eingehen auf familienrelevante Formen der Diskriminierung durch die Mehrheitsgesellschaft, noch geht sie kritisch auf bestimmte Probleme ein, die

Migranten vermehrt betreffen, sowohl im russlanddeutschen wie auch im muslimischen Bereich. Der religiöse Hintergrund der Migranten, sei es der Islam, sei es eine sehr strenge, aus Russland mitgebrachte Lesart christlichen Glaubens, wird als unwichtig abgetan: „die soziale Lage der Familien [ist] viel einflussreicher ... als der kulturelle und religiöse Hintergrund“ (A105), woraus dann ganz schnell aus weniger einflussreich wird, dass der religiöse Hintergrund bedeutungslos ist.

Das ungeklärte Verhältnis von Soziologie und Theologie: Ethik des Faktischen?

Die Handreichung der Evangelischen Kirche in Deutschland zum Thema Homosexualität, die diese nicht ablehnt, sagte 1997 zutreffend, was die OH nun völlig über Bord geworfen hat: „Humanwissenschaftliche Ergebnisse besitzen zweifellos eine gewisse Relevanz für die hier anstehende Urteilsbildung. Die entscheidende Argumentation muß jedoch theologisch geführt werden. Deshalb kann auch der (mehrheitlichen) Sichtweise des Phänomens ‚Homosexualität‘ in den gegenwärtigen Humanwissenschaften für die theologische Urteilsbildung keine normative Bedeutung zuerkannt werden. Wenn es gute theologische Gründe dafür gibt, muß ihr eine andere Sichtweise entgegengesetzt werden.“³

Dass in der OH aber nicht die Theologie den Ausschlag gibt, sondern eine bestimmte Parteirichtung der sozialwissenschaftlichen Analyse, ist für jeden greifbar. Wenn die EKD ihre Begründung der Zulässigkeit homosexueller Handlungen so grundlegend gegenüber 1996 geändert hat und 1996 noch mit dem Leitbild der Ehe in Einklang bringt, 2013 aber dieses Leitbild als unbiblisch, unreformatorisch und wirklichkeitsfremd bezeichnet, hätte man doch wenigstens erwarten können, dass sie selbst auf frühere Positionen verweist und den Kurswechsel begründet!

Wenn es heißt: „Um eine evangelische Verständigung über Ehe, Familie und Partnerschaft zu versuchen, geht es zunächst um eine Ortsbestimmung. Dabei fallen aktuelle Trends in Familienleben und Partnerschaftsverhalten auf ...“ (S11): Wieso werden die Trends immer als das Eigentliche und zu Akzeptierende gesehen, das, wovon die Trends statistisch fortführen und was meist noch die große Mehrheit der Lebenslagen kennzeichnet, dagegen als das Alte, Falsche, erfreulicherweise Abnehmende angesehen? Und wäre man dann auch bereit, eine Trendwende, wie es sie schon in anderen Ländern gegeben hat, ebenso als normativ anzusehen?

Zählt dann auch, dass die Scheidungsrate in Deutschland rückläufig ist? Ehen halten wieder länger. 1992 waren es im Durchschnitt 11,5 Jahre, 2012 14

Jahre. Trotz kleiner jährlicher Schwankungen ist die Zahl der Scheidungen seit dem Höhepunkt 2003/2004 auch anteilig rückläufig.⁴

Ja, will man überhaupt Trends zur Norm erheben? Und dass, obwohl die meisten Trends ja sehr instabil sind und morgen schon wieder gegenläufig sein können, etwa indem derzeit die Heiratsquote in den neuen Bundesländern überraschend steigt? Und ist die OH auch bereit, die Berufung auf Trends zu akzeptieren, wenn sie gegenläufig zu dem sind, was die OH fordert?

Es ist nicht zu erkennen, dass man wirklich die hochkomplexe gesellschaftliche Realität verstehen und abbilden will. Zwar spricht man dauernd von der Vielfalt der Familienformen. Aber man hat immer sehr schnell einfache Erklärungen für komplexe Zusammenhänge zur Hand. Ursache und Wirkung scheinen immer recht einfach zu sein. Ich kann nicht erkennen, dass man großen Aufwand betrieben hätte, den Stand der sozialwissenschaftlichen Forschung in seiner Bandbreite zu erheben. Vielmehr werden überwiegend die Bände der Buchreihen des Familienministeriums zitiert, deren Qualität ich nicht anzweifeln möchte, die aber doch nur einen Bruchteil der Forschungsarbeit abbilden und nur Themen behandeln, für die das Familienministerium Forschungsgelder zur Verfügung gestellt hat und die fast immer politisch motiviert sind.

Die Ergebnisse sozialwissenschaftlicher Forschung werden

1. missbraucht, indem aus Zustandsbeschreibungen die Forderung wird, diesen Zustand gut zu heißen. Heißt das, dass alles, was die Sozialwissenschaften herausfinden, ab jetzt die Norm ist?

2. Die Sozialwissenschaften werden selektiv zitiert. Es wird immer wieder so getan, als gäbe es ein einhelliges Ergebnis sozialwissenschaftlicher Forschung und es ginge nun nur darum, ob man die Wissenschaft und damit den Ist-Zustand und die Realität akzeptiere oder nicht.

3. Dabei wird die Forschung auch banalisiert. Komplizierte Ergebnisse werden zu handlichen Ergebnissen, die immer die moralische Auffassung der AutorInnen stützen. In der Realität gibt es eine enorme Bandbreite an sozialwissenschaftlicher Forschung mit vielerlei, oft sich ergänzenden, oft sich *auch* widersprechenden Ergebnissen.

Theologische Kernbegriffe fehlen

Natürlich kann eine Orientierungshilfe zum Thema Familie keine Minidogmatik enthalten. Aber es gibt doch zentrale Themen der christlichen Botschaft wie Schöpfung, Sündenvergebung oder die Kraft des Heiligen Geistes, die für das familiäre Zusammenleben unverzichtbar oder wenigstens wichtig sind.

Fehlt: Ehe als „Bund“

Kulturell gesehen gibt es in Bezug auf Ehe und Familie vielfältige Unterschiede zwischen der Zeit der Bibel und heute. Deswegen wäre es zentral gewesen, wenn die OH gefragt hätte, was gewissermaßen der harte Kern des jüdisch-christlichen Eheverständnisses war und ist, was inhaltlich unaufgebbar ist.

Eine der zentralen tragenden Begrifflichkeiten und theologischen Konzepte der gesamten Bibel ist der Bund Gottes mit den Menschen. Die Erwählung Israels, ja die gesamte Darstellung der Heilsgeschichte, ist ebenso wenig ohne das Bundeskonzept zu verstehen, wie die Zehn Gebote, der Große Versöhnungstag oder das Abendmahl. Der gnädige und unverbrüchliche Bund Gottes mit den Menschen ist das Markenzeichen der Bibel. Und auch die zentrale Wesenseigenschaft Gottes in der Bibel, die Liebe, wird durchgängig im Rahmen des Bundes und der Treue beschrieben.

Die Bibel überträgt nun das Verständnis des Bundes auf die Ehe, die statistisch gesehen in der Bibel am häufigsten mit Begriffen der Bundessprache, wie etwa „Bund“, beschrieben wird. Dies haben viele Exegeten und Systematiker herausgearbeitet, so etwa Dietrich Bonhoeffer und Karl Barth, auf deren Bundesverständnis sich die EKD noch 1996 berief.

Mit diesem Bundesverständnis werden Liebe und Treue zum Zentrum. Mit „Treue“ und „Liebe“ wird die sexuelle

Treue ebenso begründet, wie die Loyalität dem altgewordenen Ehepartner gegenüber, die Verpflichtung zur Fürsorge für den anderen, wenn er selbst nicht mehr in der Lage ist, oder die Notwendigkeit, bei der Eheschließung den dazugehörigen Bundeseid vor anderen bezeugen und registrieren zu lassen. Entsprechend ist Ehebruch ein ‚Bruch‘ des Bundes und nur wegen des vorhandenen Bundes gilt Ehebruch als schwerwiegender als sexuelle Verfehlungen Unverheirateter.

Zum Bund gehört der Eid bzw. Schwur. Gott ist derjenige, der in der Bibel am häufigsten schwört, da er in immer neuen Bündnissen und zuletzt in Jesus Christus den Menschen schwört, seinen ewigen Bund aufrechtzuerhalten. Deswegen gehört auch zur Ehe der Bundesschwur. Ist er geleistet, handelt es sich eigentlich um eine christliche Ehe, wurde er nicht geleistet, fehlt also die lebenslängliche Verpflichtung, für den anderen ganz da zu sein, fehlt das Kernelement der christlichen Ehe.

Das biblische Ideal beziehungsweise das, was Gott gestiftet hat, ist denn tatsächlich nicht die bürgerliche Ehe oder irgendeine bestimmte kulturell-geschichtliche Verkörperung oder etwa die Frage, ob man einen „Tauschein“ braucht, als könne man in schriftlosen Kulturen nicht trotzdem heiraten, sondern die Fähigkeit des Menschen, einen am Bund zwischen Gott und Menschen orientierten lebenslangen Bund einge-

hen zu können, der ganzheitlich das völlige Zusammenleben und Füreinander-Dasein in jeder Beziehung und in jeder Lage („in guten wie in schlechten Tagen“) meint.

Die OH erwähnt die Ehe als „Bund“ oder im Zusammenhang mit dem Bundesverständnis nirgends. *Die OH markiert im Kern: Eine christliche Kirche hat sich von der Ehe als „Bund“ vollständig verabschiedet.* Alles andere ist nur die Konsequenz daraus.

Es ist da sicher mehr als ein Zufall, dass die OH das jahrtausendealte Konzept der jüdisch-christlichen „Treue“ (ein Begriff aus der Bundessprache) zwischen Familienmitgliedern durch das Konzept der „Verlässlichkeit“ ersetzt. Leider wird ‚Verlässlichkeit‘ nirgends definiert, auch von ‚sexueller Verlässlichkeit‘ anstelle von ‚sexueller Treue‘ ist nicht die Rede.

Fehlt: Sünde und Sündenbekenntnis

„Sünde“ kommt als Denken und Handeln gegen den mit einer Ausnahme nicht erwähnten „Willen Gottes“ oder als Bruch der Beziehung zwischen Mensch und Gott oder Mensch und Mensch dem Begriff und der Sache nach nicht vor. Wo es keine Sünde gibt, gibt es auch keine Sündenbekenntnis. Wir alle werden aber immer wieder an unseren Partnern, an unseren Kindern, ja an uns selbst – und natürlich vor Gott – schuldig. Das

Sündenbekenntnis im Gottesdienst ebenso wie das Abendmahl als unverzichtbare Verkörperung des Zentrums der christlichen Botschaft scheint aber für die OH keinerlei Bezug zu Familienfragen zu haben.

Fehlt: Buße, Umkehr, Vergebung, Versöhnung

Eine eigenständige christliche Position zu Fragen von Veränderung bringt die OH nicht vor. Es wird nur von „Neuanfang“ (A49, A59/S76, A123) gesprochen. Dass das im Christentum immer auch etwas mit Besinnung, Einsicht und Bitte um göttliche Hilfe, und dort, wo falsches Denken und Handeln vorliegt, auch mit Buße, Umkehr, Vergebung, Versöhnung und der Kraft des Geistes Gottes zur Veränderung zu tun hat, wird nirgends angesprochen.

„Vergebung“ erscheint nicht. Im Rahmen der Trauliturgie wird zwar unter anderem die „Vergebungsbereitschaft“ (A38) erwähnt, aber gleich relativiert: „das entspricht dem Lebensgefühl der Paare bei ihrer Hochzeit“, nicht aber immer der späteren Realität (A38).

„Versöhnung“ erscheint zweimal eher beiläufig (A41, A123) und immerhin zweimal im theologischen Sinne in Zitaten aus älteren EKD-Dokumenten (A49, A55). Dass langjähriges Zusammenleben ohne Vergebung und

Versöhnung kaum möglich ist, wird nirgends thematisiert. Es kommt auch nicht vor, inwiefern Kirche in Scheidung Begriffenen helfen kann, zunächst eine Versöhnung wenigstens zu versuchen.

Fehlt: Das Kreuz in klassischer Bedeutung, Auferstehung

Das „Kreuz“ kommt nur einmal vor, aber nicht in irgendeinem speziell christlichen Sinne, sondern nur im Rahmen der Solidarität mit Gewaltopfern: „Wie sinnlos und zerstörerisch Gewalt ist, zeigt sich wie in einem Prisma im Kreuzestod Jesu. Er ist Protest gegen alle Strukturen, in denen Menschen sich als Opfer erleben oder zum Opfer gemacht werden“ (A103). Dass aus klassischer, gemeinchristlicher Sicht der Kreuzestod Jesu alles andere als „sinnlos“ war, sondern ganz im Gegenteil höchst sinnvoll, weil hier die Vergeltung für Sünder vor Gott möglich wurde, wird in der OH nicht nur nicht thematisiert, sondern hier im Grunde geleugnet.

Wie das Kreuz Jesu wird auch die „Auferstehung“ Jesu ein einziges Mal und nur im Zusammenhang mit Gewalt in der Familie erwähnt, zudem nur die „Botschaft von der Auferstehung“, weil „Gott dieser lebenszerstörerischen Kraft nicht das letzte Wort lässt.“ (A103).

Fehlt: Schöpfer; Gott-Vater; der Heilige Geist

„Schöpfer“ kommt als Bezeichnung Gottes nicht vor. Auch der Begriff „Schöpfung“ erscheint entweder negativ oder nur beiläufig.

Gott wird nicht „Vater“ genannt, außer einmal kritisch, weil damit die Geschlechterhierarchie begründet wurde („Gottvater“, A42). Auch der Heilige Geist wird nirgends erwähnt. Die göttliche Dreieinigkeit wird auch als Ganzes nicht erwähnt, noch nicht einmal mit Hinweis auf die gerade in der deutschen protestantischen Theologie so wichtige ‚soziale Trinitätslehre‘, die Gott vom Wesen her als einen sozialen Gott der Beziehung sieht, der die gesamte Schöpfung deswegen auf Liebesbeziehungen hin angelegt hat.

Der Jesus der Orientierungshilfe

Wenn Jesus nicht als zweite Person des dreieinen Gottes erscheint, wer ist er dann? Wer eine traditionelle Christologie vertritt, muss sich umgewöhnen. Der Jesus der OH hat wenig mit dem Jesus des Neuen Testaments und der Glaubensbekenntnisse, aber auch wenig mit den zahlreichen historisch-kritischen Entwürfen der Jesusforschung zu tun. Im Gutachten führe ich alle Belege an, in denen von „Jesus“ die Rede ist. Als „Sohn Gottes“ erscheint

Jesu nirgends, auch sonst wird außer „Christus“ kein Hoheitstitel angeführt oder eine Aussage des Glaubensbekenntnisses positiv erwähnt. Jesus als Mensch und Lehrer wird oft – positiv wie negativ – angeführt, als Gott tritt er nicht in Erscheinung. Nirgends wird zu Jesus gebetet oder vom erhöhten Herrn gesprochen, der das Haupt seiner Kirche ist.

Der Umgang mit den Worten Jesu ist jeweils sehr merkwürdig. So heißt es etwa, die Ehe sei „nicht von Jesus selbst eingesetzt“ (A48) und deswegen „keine absolut gesetzte Ordnung“ (A48). Jesus selbst hat die Ehe aber gerade nicht damit begründet, er habe sie eingesetzt, sondern damit, sie sei „seit Anfang“, das heißt seit der „Schöpfung“ da gewesen (Mt 19,4; Mk 10,6). Darauf wird nicht eingegangen.

Umgang mit der Bibel

Sowohl die Exegese als auch die Hermeneutik der OH sind abenteuerlich. Das sehen alle Kommentatoren so, unabhängig vom jeweiligen Bibelverständnis. Texte werden uminterpretiert und aus dem Zusammenhang gerissen. Wenn es passt, beruft man sich auf die Bibel, an anderer Stelle bezweifelt man die Autorität der Bibel grundsätzlich, wieder andernorts sortiert man ohne erkennbare Kriterien, was in der Bibel gut und was schlecht ist.

Das Hauptargument der OH, die Bibel kenne eine solche Vielfalt der Familienformen, dass man heute keine vorziehen oder ausschließen könne, ist gleichermaßen eine normative Berufung auf die Bibel (weil es in der Bibel so sei, müsse es heute auch so sein), als auch eine völlige Außerkraftsetzung der Bibel, da sie zum Thema nichts Normatives mehr zu sagen habe.

Eine stark gekürzte Fassung dieses Artikels ist bereits erschienen in der „Evangelischen Verantwortung“, dem Magazin des Evangelischen Arbeitskreises der CDU/CSU, Ausgabe 1+2, Jahrgang 2014, URL: <http://www.eak-cducsu.de/web/verantwortung.php> [Stand: 10.05.2014].

Anmerkungen

¹Zwischen Autonomie und Angewiesenheit: Familie als verlässliche Gemeinschaft stärken: Eine Orientierungshilfe des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland. 2013. 160 S.

²Alexander Kissler. „Schwafelkirche in Selbstauflösung“. Cicero Online vom 25.6.2013.

³Mit Spannungen leben. Eine Orientierungshilfe des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland zum Thema ‚Homosexualität und Kirche‘. EKD-Texte 57. EKD: Hannover, 1996. S. 11.

⁴Vgl. als Beispiel Claudia Becker. „Deutsche Ehen halten wieder länger“. Die Welt vom 31.7.2013. S. 1.

Dr. Daniel Facius

Neuneinhalb Thesen für Martin Luther

Es verwundert nicht, dass das Reformationsjubiläum auch kritische Stimmen hervorruft. So titelt beispielsweise das Magazin Cicero im April 2014: „Judenfeind Luther“ und spricht vom „hässlichen Erbe“ des Reformators. Bereits 2013 schrieb Margot Käßmann unter dem Titel „Die Dunkle Seite der Reformation“ in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung über die antijüdischen Schriften Luthers – und es ist anzunehmen, dass dies nicht die letzten Artikel gewesen sind, die Schattenseiten des Reformators ins Gedächtnis rufen. Am 31.03.2014 veröffentlichte Alan Posener, ein Journalist mit deutsch-jüdischen Wurzeln, der für seine religionskritischen Publikationen bekannt ist, einen Artikel mit dem Titel „Neuneinhalb Thesen gegen Martin Luther“ in der Tageszeitung „Die Welt“.¹ Schon dem Titel lässt sich entnehmen, dass Posener nicht nur die judenfeindlichen Schriften Luthers zum Thema macht, sondern das gesamte reformatorische Erbe. Luther sei „eine Katastrophe für die westliche Zivilisation“ gewesen, so zitiert er zustimmend Richard Marius, einen katholischen Biographen, der Luther wenig überraschend für einen Häretiker hält. Eine Verteidigung.

1. Luther ist kein Aufklärer, er ist ein religiöser Fundamentalist

Posener beschreibt Luther als Gegner der Aufklärung. Statt des „toleranten Skeptizismus“ eines Erasmus von Rotterdam habe Luther eine „buchgläubige Intoleranz“ vertreten. Die Vernunft sei für ihn „des Teufels Hure“, und wo Schrift und Verstand einander widersprechen, habe Luther stets für die Schrift optiert. So habe er dem Fundamentalismus zum Sieg verholfen über einen aufklärerischen Humanismus.

Diese Darstellung ist einseitig bis falsch. Posener verschweigt, dass Luther frühzeitig mit dem Humanisten Crotus Rubeanus, dem Verfasser der Dunkelmännerbriefe, und über ihn auch mit Ulrich von Hutten Kontakt hatte und von diesen als Gleichgesinnter betrachtet wurde. Er verschweigt, dass die Augustinereremiten, der Orden, dem Luther beitrug, traditionell enge Kontakte zu humanistischen Kreisen pflegte. Er verschweigt, dass Luther von Erasmus' Ausgabe des

griechischen Neuen Testaments wichtige Impulse für seine Theologie und auch für seine spätere Bibelübersetzung erhielt. So kommt der Luther-Experte Volker Leppin zu dem Schluss, dass „die reformatorische Bewegung lange Zeit mit der humanistischen verschlungen war“,² und der Luther-Biograph Heinz Schilling schreibt über die Humanisten: „Der von Luther herbeigeführten theologischen und kirchenpolitischen Rebellion schlossen sie sich begeistert an und stärkten deren Durchschlagskraft“.³

Richtig ist, dass es später zum Bruch mit Erasmus kam. Luther griff in seiner Schrift „De servo arbitrio“ dessen Verständnis von den Fähigkeiten des menschlichen Willens an. Keineswegs wendet sich Luther hiermit gegen den Humanismus an sich. Hinsichtlich seiner Schrifthaltung hebt Luther die äußere Klarheit der Schrift hervor, die trotz einiger schwieriger Stellen auf Christus als ihre Mitte verweise. Erasmus dagegen plädiert dafür, alles seiner Meinung nach Unverständliche stehen zu lassen

und „in mystischem Schweigen zu verehren“.⁴ Ist es diese Haltung, die Posener verteidigen will?

Auch soweit Luther die Vernunft als „des Teufels Hure“ bezeichnet hat, sollte diese polemische Zuspitzung nicht als stellvertretend für Luthers Vernunft-Konzept angesehen werden. So bezeichnet er sie an anderer Stelle als „divinum quiddam“,⁵ als „geradezu etwas Göttliches“ – und auf seiner berühmten Rede auf dem Reichstag in Worms bittet er darum, durch „klare Vernunftgründe“ überzeugt zu werden. Nur in soteriologischer Hinsicht nämlich, im Blick auf das Heil, spricht Luther der Vernunft und Philosophie die Kompetenz ab.⁶ Ihn als tumben Feind von Vernunft und Aufklärung darzustellen, wird ihm nicht gerecht.

2. Im 16. Jahrhundert gibt es eine breite Bewegung für eine Reform der Kirche

Der Vorwurf hier lautet: Luther habe keine Reform der Kirche gewollt, sondern eine „Reformation“, eine Neu-Formierung der Kirche gemäß seiner Lehre. Den Papst habe er als „Antichrist“ gesehen, den es zu bekämpfen galt.

Zunächst ist es schon etwas fraglich, eine „breite Bewegung für eine Reform der Kirche“ zu behaupten. Zwar ist es zutreffend, dass auf dem V. Laterankonzil (1512–1517) einige Reformanliegen

verfolgt wurden, wozu unter anderem eine moralische Reform der Lebensführung des Klerus zählte. Tatsächlich aber tat sich in dieser Hinsicht wenig, auch wenn eine Besserung im Vergleich zu den desaströsen Verhältnissen des bisherigen Renaissancepapsttums nicht abgestritten werden soll. Der Kirchenhistoriker Bernhard Lohse fasst die kirchliche Situation Anfang des 16. Jahrhunderts wie folgt zusammen: „Zu einer eigentlichen Kirchenreform, wie sie dringend notwendig war, fehlte die Kraft. Die Missstände waren mannigfaltig.“⁷

Hinsichtlich Luthers eigener Haltung verschweigt Posener, dass Luther lange Jahre auf eine Reform der katholischen Kirche hoffte und seine Thesen anfangs sehr maßvoll formulierte. Luther „war nicht darauf aus, eine Kirche oder ein Reich Gottes auf Erden zu gründen“,⁸ er wollte vielmehr „die Kirche dorthin zurückführen, wo sie sein sollte.“⁹ Seine 95 Thesen waren „wahrlich kein Aufruf zur Revolution. Sie gingen weiterhin von der Existenz des Fegefeuers aus, von menschlichen Verdiensten zur Erlangung der Gnade und dem Nutzen der Buße vor einem Priester.“¹⁰ Posener verschweigt weiter, dass Luther nach dem Verhör durch Cajetan an ein allgemeines Konzil appellierte. Er verschweigt, dass es letztlich die katholische Kirche war, die mit der Bulle „Exsurge domine“ ohne Begründung die Exkommunikation androhte und sie mit der Bulle „Decet

Romanum Pontificem“ vollzog, in der Luther unter anderem als „krankes Tier“ bezeichnet wird. Zu den angeblichen Irrtümern, die Rom verdammt, zählt auch eine Äußerung Luthers, mit der er das Verbrennen von Ketzern als „wider den Heiligen Geist“ bewertet. Sind es solche Ansichten, die Posener verteidigen will? Es ist vollkommen irreführend, Luthers spätere Äußerungen gegen den Papst als Indiz dafür heranzuziehen, dass Luther nie eine Kirchenreform gewollt hat, ohne zu erwähnen, dass es die katholische Kirche war, die den Bruch mit Luther vollzog – und ihn „zum Verbrecher stempelte“.¹¹

3. Luther hat die frohe Botschaft in ihr Gegenteil verkehrt

An dieser Stelle äußert Posener nun erstmals einen theologischen Vorwurf. Der befreiende Kern der christlichen Botschaft, dass Jesus für die Sünden der Menschheit gestorben sei, würde „konsequent zu Ende gedacht“ die Entlassung der Menschen in die völlige Freiheit bedeuten und dazu führen, dass „Kirche, Liturgie, Sakramente, ja der Glaube selbst“ überflüssig würden. Luther aber habe keine Befreiung gewollt, sondern die totale Unterwerfung des Menschen, das Leben als Buße.

Hier ließe sich nun zunächst erwidern, dass weder Jesus, noch die Apostel, noch die katholische Kirche und noch nicht einmal die Humanisten das Evangelium

im Sinne Poseners „zu Ende gedacht“ haben. Jesus fordert ebenso zur Buße auf wie die Apostel. Was Luther also „ins Gegenteil verkehrt“ haben soll, hat in Wirklichkeit niemand vertreten. Luther unterscheidet sich vielmehr, was die Notwendigkeit der Buße angeht, kaum von seinen Zeitgenossen. Er kritisiert lediglich die oberflächliche Art der Buße, wie sie etwa im Verkauf von Ablassbriefen ihren Ausdruck findet. Die für Luthers Freiheitsbegriff zentrale Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen“, in der Luther den „fröhlichen Wechsel“¹² beschreibt, durch den „die gläubige Seele durch den Brautschatz, ihren Glauben, in Christus, ihrem Bräutigam, von allen Sünden frei, vor dem Tode sicher und vor der Hölle geschützt“¹³ ist, scheint Posener nie gelesen zu haben. Sonst wäre ihm aufgefallen, dass Luther in Anlehnung an Paulus¹⁴ eine Doppelthese vertritt, derzufolge ein Christ ein freier Herr über alle Dinge und gleichzeitig jedermanns Knecht ist.

Die Unterwerfung des Menschen unter die Herrschaft Gottes, die Luther übrigens wiederum keineswegs exklusiv fordert, ist für Luther dabei nichts Finsteres. Der christliche Dienst ist vielmehr von Freude und Dankbarkeit geprägt: „Denn der innerlichste Mensch ist mit Gott eins, fröhlich und lustig um Christi willen, der ihm so viel getan hat, und alle seine Lust besteht darin, dass er umgekehrt Gott auch umsonst in freier Liebe

dienen möchte“.¹⁵ Buße ist für Luther kein einzelner Akt, sondern „die lebenslang immer neu sich ereignende Konstitution christlicher Existenz im Glauben“,¹⁶ also eine verinnerlichte Gesinnung. So ist Buße für Luther ein „fröhliches Geschäft“. Die „völlige Freiheit“, der Posener das Wort redet, erinnert an die Mahnung des Petrus an die Christen in der Diaspora, zwar „als die Freien“ zu handeln, aber „nicht als hättet ihr die Freiheit zum Deckmantel der Bosheit, sondern als die Knechte Gottes“ (1. Petrus 2,16).

4. Luther predigte einen eliminatorischen Antisemitismus

Dass Luther als Freund der Juden begann, ist für Posener „ein Gerücht“. Richtig dagegen sei, dass Luther „ein großer Antisemit“ gewesen ist, der eine „jüdische Weltverschwörung“ gewittert habe. Das wird mit folgendem Lutherzitat belegt: „Die Juden begehren nicht mehr von ihrem Messias, als dass er ein weltlicher König sein solle, der uns Christen totschiene, die Welt unter den Juden austeile und sie zu Herren mache“. Schließlich habe Luther ein „antisemitisches Aktionsprogramm“ entworfen und gehöre deshalb auf dieselbe Anklagebank wie Nazi-Propagandisten.

Hier muss gleich zu Beginn eingeräumt werden, dass Luthers antijüdische Schriften, insbesondere „Von den Juden und ihren Lügen“, „Vom Schem Hamphoras

und vom Geschlecht Christi“ und „Von den letzten Worten Davids“¹⁷ widerliche Machwerke sind, die zahlreiche antijudaistische Ausfälle enthalten. Sie stellen in der Tat ein „hässliches Erbe“ da, von dem sich die evangelische Kirche nicht weit genug distanzieren kann. Gleichwohl ist die Gleichsetzung von Luthers Schriften mit nationalsozialistischer Propaganda wenig hilfreich. Luthers Ablehnung der Juden war nämlich im Kern theologisch begründet. Nicht ein „rassischer“, sondern ein glaubensmäßiger Unterschied stand hier im Zentrum.¹⁸ Hintergrund ist zunächst die von Augustinus stammende Ersatztheologie, in der die heilsgeschichtliche Stellung der Juden auf ihre Zeugenfunktion für Gottes Strafgericht beschränkt wurde und „Kirche“ und „Synagoge“ den Gegensatz zwischen Glaube (fides) und Treulosigkeit (perfidia) symbolisierten.¹⁹ Gerne wurde auch mit einem fortdauernden „Christushass“ der Juden argumentiert.

Gleichwohl forderte Luther in seiner Psalmenvorlesung und der Magnifikatauslegung,²⁰ freilich mit missionarischem Hintergedanken, einen „freundlichen“ Umgang mit den Juden ein. Auch kritisierte er die scharfe Polemik gegen Juden in altgläubigen (!) Auslegungen der Passionsgeschichte.²¹ In seiner Schrift „Dass Jesus Christus ein geborener Jude sei“²² plädiert er für ein tolerantes Verhalten von Geistlichkeit und Obrigkeit gegenüber den Juden und

wies antisemitische Stereotypen, wie etwa den Ritualmordvorwurf, zurück.²³ All das entschuldigt in keiner Weise Luthers spätere Ausfälle, bildet aber den Kontext, in dem auch seine nachfolgenden Schriften zu sehen sind.²⁴ Denn auch hier war Luthers Argumentationsstruktur „nicht exklusiv antijüdisch, sondern allgemeines Charakteristikum des als Abwehr verstandenen Kampfes gegen alle vermeintlichen Christusgegner (Juden und Türken, „Papisten“ und „Schwärmer“)“.²⁵ Gleichwohl an dieser Stelle nur ein halber Punkt für Luther.

5. Luther identifiziert den Kapitalismus mit dem Wucher und den Wucher mit dem Judentum

Luther wendet sich nach Posener gegen „zwei Grundlagen der Marktwirtschaft“, nämlich gegen die Bildung von Preisen am Markt und die Finanzierung von Geschäften mittels Kredit. Die Titelblätter aller drei mit dem Wucher befassten Werke Luthers gegen den Geldhandel sollen „Bilder geldgieriger Juden“ zeigen. Heutige Folge sei das Misstrauen gegen „die Märkte“, das „Finanzkapital“ oder „die Wall Street“.

Zunächst ist darauf hinzuweisen, dass nur einige der im Umlauf befindlichen Drucke das Bild eines Juden zeigen, bezüglich des Sermons von 1520 etwa nur drei von zwölf.²⁶ Für das Titelbild

war zudem nicht der Autor, sondern der Verleger verantwortlich. Die Vermutung, dass Luthers Wittenberger Verleger Gröninger die Bilder eigenmächtig ausgewählt hat, um den Absatz zu heben, liegt nahe.²⁷ Luther selbst wies darauf hin, er könne sich nicht auch noch um die Illustrationen seiner Schriften kümmern,²⁸ was insbesondere deshalb nicht ganz von der Hand zu weisen ist, weil ein Autor zur damaligen Zeit in Bezug auf sein Werk nahezu rechtlos war. Gleichwohl sind die Wuchersermone nicht ganz frei von antijüdischen Vorurteilen, ohne dass jedoch der Wucher „mit dem Judentum identifiziert“ würde.

Hintergrund der Sermone vom Wucher dürfte die Tatsache gewesen sein, dass Stadtbewohner und Bauern durch (auch geistliche) Zinsherren zunehmend in Existenznot gerieten. Hier erkennt Luther sehr wohl, dass „Kaufen und Verkaufen ein notwendig Ding ist, das man nicht entbehren und gut christlich brauchen kann“.²⁹ Dass sich Luther „gegen die Bildung von Preisen am Markt“ wenden würde, ist so nicht richtig. Luther hat nichts dagegen, dass ein Verkäufer „auf den Wert der Ware oder auf den Dienst für seine Mühe und Gefahr“ sieht,³⁰ sondern dagegen, bei der Preisbildung die Not des Nächsten auszunutzen. Ein Kaufmann soll nach Luther seine Ware so teuer verkaufen, „wie es recht und billig ist“,³¹ ohne dass dies allgemein festgesetzt werden

könnte. Dass Luther erklärt, er sähe es am liebsten, wenn durch die Obrigkeit eingesetzte redliche Leute die Preise kontrollierten, mag der existentiellen Not geschuldet sein, die etwa durch überhöhte Lebensmittelpreise entstand. Auch heute übernimmt der Staat Aufgaben der Daseinsvorsorge, kontrolliert über die Kartellämter unredliche Preisabsprachen und erklärt per Gesetz Verträge zu sittenwidrigen Preisen für nichtig.

Der Finanzierung von Geschäften mittels Kredit steht Luther in der Tat skeptisch gegenüber, wobei er vor allem ein Leben über die eigenen Verhältnisse geißelt. Mit dieser Skepsis gegenüber Krediten und Zinsen stand Luther jedoch keineswegs allein. Schon Papst Leo I. (440–461) hatte festgestellt: „Des Geldes Zinsgewinn ist der Seele Tod“.³² Noch 1515 erneuerte das Fünfte Laterankonzil das Zinsverbot, das seit dem 2. Laterankonzil 1139 in Kraft war.³³ Diese Verbote und auch Luthers Skepsis hatten vor allem soziale Gründe. Das folgende Beispiel Luthers verdeutlicht seine Sorge: „Welcher nun solche Geldpolitik treibt oder treiben muss, wie denen geschieht, die mehr auf Borg kaufen, als sie bezahlen können; wenn nun meine Schuldner nicht zahlen, so kann ich auch nicht zahlen, so frisst sich der Unrat weiter ein und kommt ein Verlust auf den andern, je mehr ich die Finanzpolitik treibe, bis ich merke, es wolle an den Galgen, ich müsse entweder entlaufen oder im

Schuldturm sitzen.“³⁴ Seinen sozialen Anliegen folgend will Luther daher auch Ausnahmen vom Zinsverbot zulassen, etwa wenn Menschen durch das Verleihen von Geld aus Gefälligkeit in Not geraten³⁵ oder Witwen und Waisen in Notzeiten weitere Einnahmen benötigen, die sie durch Geldverleih realisieren können.³⁶

Sind diese Anliegen Luthers wirklich so unberechtigt? Verdient Luther statt der recht merkwürdigen Ablehnung Poseners für seine Kritik an akuten Missständen nicht vielmehr Beachtung?³⁷

6. Luther begründet die Autoritätsgläubigkeit des Protestantismus

Luther habe, so Posener, die Religion an die Fürsten verpfändet. Aus dem Gegensatz von Staat und Kirche im Mittelalter sei die heutige Staatskirche geworden. Der Demokratie habe Luther feindlich gegenübergestanden, da er im Bauernkrieg, dem „großen demokratischen Aufstand des 16. Jahrhunderts“, Partei für die Fürsten ergriffen habe.

Einleitend sei angemerkt, dass Luther selbst oft genug Spielball der politischen Entscheidungsträger war. In einer Position, die es ihm erlaubt hätte, „die Religion“ an wen auch immer zu verpfänden, ist er nie gewesen. Im Übrigen stellt bereits der Ausgangspunkt Poseners, der einen „Gegensatz von Staat und Kir-

che“ postuliert, eine grobe Verzerrung der Wirklichkeit da. Kirche und weltliche Mächte mögen formal getrennt gewesen sein, waren aber tatsächlich in weit größerem Maße miteinander verflochten, als dies heute der Fall ist. Die römische Kirche stellte Anfang des 16. Jahrhunderts noch immer einen erheblichen Machtfaktor dar, auch wenn die Versuche des Renaissancepapsttums, die gesamte westliche Welt unter der Führung des Papstes zu vereinen, gescheitert waren. Das gilt auf Reichsebene ebenso wie in den Fürstentümern und Städten, wo kirchliche und weltliche Herrschaft allzu leicht aneinandergerieten, etwa aufgrund der zahlreichen weltlichen (!) Privilegien des Klerus. Wie „gegensätzlich“ sind Staat und Kirche gewesen, wenn der Kaiser vom Papst gekrönt wird? Wenn ein von der Kirche Gebannter grundsätzlich unter Reichsacht zu stellen war? Wenn der Kaiser sich als Verteidiger des Glaubens verstand? Sind es diese Zustände, die Posener herbeisehnt?

Noch fragwürdiger als die Beschreibung der tatsächlichen Verhältnisse ist aber Poseners Darstellung von Luthers Staatsverständnis. Luther war es doch, der eine Trennung von Staat und Kirche forderte: „Deshalb hat Gott die zwei Regimenter verordnet: das geistliche, welches durch den heiligen Geist Christen und fromme Leute macht, unter Christus, und das weltliche, welches den Unchristen und Bösen wehrt“.³⁸ Beide

Regimenter dürfen nach Luthers Vorstellung nicht vermischt werden, insbesondere kamen der weltlichen Obrigkeit keine geistlichen Aufgaben zu. Dass Luther die weltliche Obrigkeit gleichwohl für die Zwecke des Evangeliums in Anspruch nahm, geschah „nur hilfsweise, temporär und durch einen akuten Notstand bedingt, weil die eigentlich zuständige kirchliche Hierarchie sich der Aufgabe der evangelischen Predigt entzog“.³⁹ Der Leipziger Kirchenhistoriker Armin Kohnle kommt zu folgendem Ergebnis: „Die modernen Landeskirchen sind Produkte des 19. und 20. Jahrhunderts und liegen in ihrer rechtlichen Verfassung und in ihrem Verwaltungsapparat weit jenseits dessen, was Luther sich vorstellen konnte. (...) Das Landeskirchentum der auf die Reformation folgenden Jahrhunderte ist jedenfalls nicht auf Luthers Sündenregister zu setzen.“⁴⁰

Richtig ist, dass sich Luther im Bauernkrieg letztlich gegen die Bauern wandte. Das lag allerdings weniger an deren Forderungen, als an der Art und Weise, wie diesen mittels paramilitärischer Zusammenrottungen Gehör verschafft werden sollte. So hat Luther beide Seiten zunächst zum Frieden gemahnt, und insbesondere die Fürsten scharf kritisiert.⁴¹ Erst als diese Ermahnung nichts fruchtete und die Bauern „rauben und toben und tun wie die rasenden Hunde“,⁴² hat er in zu aggressivem Tonfall deren Bekämpfung

gefordert. Im Übrigen hat Luther, auch wenn er prinzipiell im Einklang mit dem Evangelium Gehorsam gegenüber der Obrigkeit eingefordert hat, die Fürsten in ihre Schranken gewiesen: „Gott der Allmächtige hat unsere Fürsten toll gemacht, dass sie nicht anders meinen, sie könnten tun und ihren Untertanen gebieten, was sie nur wollen (...). Damit vermessen sie sich, (...) die Gewissen und den Glauben zu meistern“.⁴³ Hier werden erstmals die für eine Demokratie unerlässlichen Grundrechte der Glaubens- und Gewissensfreiheit eingefordert. Denkt man daran, dass Luthers Lehre vom Priestertum aller Gläubigen ein erster Schritt auf dem Weg zur Abschaffung des Ständewesens war und durch Luthers Bibelübersetzung und seiner Forderung nach umfassenden Bildungsanstrengungen allen Menschen Teilhabe am öffentlichen Diskurs ermöglicht wurde, ist es nicht vermessen, die Reformation als „zentral zur Vorgeschichte unserer modernen Demokratie“ zugehörig anzusehen.⁴⁴

7. Luther hat den Hexenwahn und die Hexenverfolgung gefördert

Der Hexenwahn, so Posener, sei kein mittelalterliches Phänomen. Von Luther jedoch sei er gefördert worden. In den protestantischen Teilen des Reichs sei die Hexenverfolgung schärfer gewesen als im katholischen Teil.



„Sind die sozialen Anliegen Luthers so unberechtigt?“ Martin Luther. Porträt von 1529. Quelle: http://de.wikipedia.org/wiki/Martin_Luther.

Hier gilt es zunächst festzustellen: Hexenverfolgung war für Luther kein Thema. Von all den unzähligen Predigten, die er hielt, hat genau eine das Thema Hexenverfolgung zum Gegenstand.⁴⁵ Hinzu kommen noch zwei, drei Sätze, die er bei abendlichen Tischreden hat fallen lassen. Das zeigt, für wie nachrangig Luther dieses Thema hielt. Wahr ist: Er unterschied sich in seinen Auffassungen zur Strafwürdigkeit der Hexerei nicht von seiner Umwelt und hielt die Todesstrafe mit Bezug auf 2. Mose 22,17 für vertretbar. Wahr ist aber auch: Hexenverfolgungen waren sehr wohl ein (spät) mittelalterliches Phänomen. Sie sind ab 1430 im französisch-italienischen Grenzgebiet nachweisbar und breiteten sich in ganz Europa aus, „mit deutlichen Höhepunkten während der Krisenjahre 1450, 1480, 1530, 1550 und 1630“.⁴⁶ Seit Beginn des 16. Jahrhunderts wurden sie von weltlichen Gerichten (!) aufgrund weltlicher Gesetze⁴⁷ durchgeführt. Dass die Hexenverfolgung im protestantischen Teil des Reiches schärfer gewesen sein soll als im katholischen Teil, dürfte dabei fraglich sein. Peter Segl, Professor für Mittelalterliche Geschichte, schreibt im (katholischen) Lexikon für Theologie und Kirche: „Unterschiede zwischen katholischen und protestantischen Territorien lassen sich nicht feststellen“.⁴⁸ Diarmaid MacCulloch, Professor für Kirchengeschichte in Oxford und einer der weltweit besten Kenner der Refor-

mationsgeschichte, erklärt: „Bemerkenswert ist, dass sich die lutherischen Länder (...) an den Hexenverfolgungen im Heiligen Römischen Reich am wenigsten beteiligten“.⁴⁹

Unabhängig davon, welcher (weltliche) Herrscher nun die Hexenverfolgung am meisten betrieb, bleibt es natürlich bedauerlich, dass sich Luther und seine Nachfolger von der Praktik der Hexenverfolgung nicht distanziert haben. Dies kann zumindest zum Teil mit dem „Wettbewerb um die moralische Legitimität“ erklärt werden, den sich Protestanten und Katholiken lieferten: „Beide Seiten suchten zu beweisen, dass ihre Version des Christentums besser geeignet war, die Moral zu heben. Hätte also eine Seite gezögert, den Kampf gegen so offensichtliche Agenten des Teufels aufzunehmen, hätte sie sich blamiert“.⁵⁰

Zudem muss noch zu Gunsten Luthers ins Feld geführt werden, dass er zwar Schadenszauber für möglich hielt, sich gegenüber weiterem mittelalterlichen Aberglauben wie Teufelspakt und Hexensabbat, eher kritisch äußerte, weshalb sich später auch protestantische Gegner der Hexenprozesse auf Luther beriefen.⁵¹ Der Kurator der Ausstellung „Luther und die Hexen“, der Historiker Kai Lehmann, kommt deshalb zu folgendem Fazit: „Die Ausstellung kommt zu dem Schluss: Hätten sich protestantische Obrigkeiten an Martin Luther gehalten, wäre es zu keinen Massenver-

folgen von Hexen gekommen. Das scheint in absolutem Gegensatz zu dem zu stehen, was ich eben gesagt habe, weil Luther ja zur Tötung der Hexen aufforderte. In seiner Theologie aber baute er Hürden ein, die es gar nicht erst zum Ausbruch eines Hexenprozesses hätten kommen lassen“.⁵²

8. Luther sieht den Platz der Frau unter dem Mann – in jeder Hinsicht

Posener wirft Luther vor, den Frauen durch die von ihm verursachte Auflösung der Klöster einen Schutzraum genommen zu haben. „Fortan“ sei der Platz der Frau in jeder Hinsicht unter dem des Mannes gewesen. Zudem sei Luther davon ausgegangen, dass die Frauen sich leichter täuschen ließen als Männer.

Eingangssollte hier daraufhingewiesen werden, dass Luther kaum für die Auflösung von Frauenklöstern verantwortlich gemacht werden kann. Wenn seine Lehre eine derartige Anziehungs- und Überzeugungskraft auf Nonnen entwickelt hat, dass diese ihre klösterliche Existenz aufgaben, ist das auf eine freie Entscheidung der jeweiligen Nonnen zurückzuführen. Weiterhin muss zunächst eingeräumt werden, dass Luther bezüglich des Verhältnisses der Geschlechter ein Kind seiner Zeit gewesen ist, einer Zeit, von der MacCulloch schreibt: „Fast

alles in der damaligen Kultur Europas hatte einen frauenfeindlichen Beigeschmack“.⁵³ Interessanterweise war ein wesentlicher Gesichtspunkt für diese Haltung die im Rahmen der Renaissance erfolgte Einführung des Römischen Rechts, das von der Unterlegenheit und geistigen Schwäche der Frau ausging und sie deswegen von klassischer Bildung fernhielt.⁵⁴ Davon, dass Luthers Reformation die Stellung der Frau verschlechtert hätte, kann jedoch keine Rede sein, zumal auch die katholische Kirche nie ein Hort der Gleichberechtigung gewesen ist. Im Gegenteil hat sich Luther verschiedentlich sehr positiv über die Frauen geäußert. „Der Heilige Geist rühmt die Frauen“, sagt er, und: „Eine Frau ist der beste Gefährte fürs Leben“⁵⁵. Auch folgendes Eingeständnis dürfte all jene überraschen, die den Reformator für einen Frauenfeind halten: „Am Weibe findet man viele Vorzüge zugleich: den Segen des Herrn, die Nachkommenschaft, die Vertrautheit mit den Dingen, was alles so große Gaben sind, dass sie einen wohl erdrücken könnten. Stellt euch vor, es gäbe das weibliche Geschlecht nicht. Das Haus und was zum Haushalt gehört, würde zusammenstürzen, die Staaten und die Gemeinden gingen zugrunde. Die Welt kann also ohne Frauen nicht bestehen, sogar wenn die Männer die Kinder selbst auf die Welt bringen könnten“.⁵⁶

Auch die Ratschläge, die Luther zum ehelichen Leben abgibt, zeigen seine Hochschätzung der Frau. Er erläutert, dass Gott Mann und Frau geschaffen habe und fordert, „dass der Mann die Frau nicht verachte noch verspötte, und umgekehrt auch die Frau den Mann nicht“.⁵⁷ Auf die heidnischen Spottreden, die Frauen für ein „nötiges Übel“ halten, hält er fest, dass „Mann und Frau Gottes Werk sind“ und zitiert 1. Mose 2,18 mit den Worten: „Da siehst du, dass er (=Gott) das Weib gut und eine Gehilfin nennt. Stellt Du es aber anders fest, so ist es bestimmt Deine Schuld“.⁵⁸

9. Luther ist nicht unser Zeitgenosse, sondern Prophet der Endzeit

Luther hätte, so Posener, die Moderne gehasst. Er habe die Menschen angesichts des kommenden Weltendes nicht befreien, sondern dem Willen Gottes unterwerfen wollen und dem heutigen Westen kaum mehr zu sagen als Ayatollah Khomeini, „mit dem er sich vermutlich besser verstehen würde als mit Margot Käßmann“.

Hier ist schon gar nicht richtig klar, was Posener eigentlich kritisieren will. Dass Luther nicht „unser Zeitgenosse“ ist, dürfte niemand bestreiten können, ist ihm aber schwerlich vorzuwerfen. Dass Luther „die Moderne“ gehasst

hätte, ist eine derart hypothetische und dazu pauschale Behauptung, dass ihr kaum etwas entgegnet werden kann. Es ist gut denkbar, dass Luther einige Einwände gegen den vorherrschenden Pluralismus, Individualismus oder die heutige Form der Marktwirtschaft vorgebracht hätte. Solche Einwände, mit denen er im Übrigen kaum alleine stünde, machen ihn aber noch nicht zu einem Feind der Moderne. Durchaus richtig ist es, dass der Reformator in einem „apokalyptischen Zeithorizont“ lebte,⁵⁹ in dem Sinne, dass er seine Zeit als Endzeit wahrnahm: „Der Jüngste Tag vor der Tür“, heißt es etwa in seiner Vorrede zum Buch Daniel.⁶⁰ Dass Luther das Ende der Welt vor Augen hatte, führte bei ihm jedoch nicht zu einer Weltflucht oder einer prinzipiellen Verdammung des Diesseits. Bei Luther werden „eschatologische Aussagen konsequent und facettenreich zur Deutung der gegenwärtigen Existenz im Glauben und für die Bewältigung der dort aufbrechenden Probleme funktionalisiert“.⁶¹ Er war sogar „in ganz eigentümlicher Weise desinteressiert“ daran, Theorien über die zukünftige Vollenendung aufzustellen.⁶² Auch wenn Luther in der Gegenwart vielfach nach Zeichen für das anbrechende Reich Gottes gesucht hat, kommt der Luther-Experte Notger Slenczka zu dem Schluss: „Ein eigentliches Interesse an der Apokalyptik als Ausmalung künftiger Schrecken

des Weltuntergangs oder der Seligkeit des Paradieses findet sich bei Luther nicht⁶³. Oswald Bayer, Vorsitzender des Kuratoriums der Lutherakademie, schreibt: „Die Alternative zur reinen Diesseitigkeit ist nun bei Luther keineswegs eine weltflüchtige Jenseitigkeit. Wie der erst nach 1945 aufgekommene, sachlich aber Luthers Auffassung durchaus treffende Spruch vom Apfelbäumchen zeigt, verschränkt sich bei Luther die Bejahung der Schöpfung in einem eigentümlichen Lebensmut mit der Erwartung, dass diese Welt vergeht“⁶⁴.

9,5. Ach und übrigens: Der Ablasshandel war eine gute Sache

Der Ablasshandel sei im Rahmen der „Ökonomie der Gnade“ zu verstehen: „Der Sünder bekommt einen Teil seiner Zeit im Fegefeuer erlassen, der Papst erhält die Mittel zum Bau des Petersdoms und zur Förderung der Künste“. Der Ablass sei eine Art „Lebensversicherung für die Zeit nach dem Tod, übrigens mit gestaffelten Sozialtarifen: Auch der Arme kann die Gewissheit ewigen Lebens erlangen.“ Luther habe dieses Geschäft kritisiert und von den Menschen statt dessen „ein ganzes Leben voller Buße“ verlangt. So habe er „die Angst zum ständigen Lebensbegleiter gemacht“, indem er den Menschen die Möglichkeit genommen

habe, sich von der Strafe freizukaufen. „Selbsthass statt Befreiung – was für eine finstere Lehre“.

An dieser Stelle wird es endgültig peinlich. Begann Posener noch als humanistischer Aufklärer, der die Welt von jedwedem Aberglauben gereinigt sehen will, verteidigt er nun – ausgerechnet – den Ablass. Dieser erfordert nicht nur den Glauben an eine sündige Menschheit und an das Fegefeuer, sondern auch den Glauben an einen von Jesus und den Heiligen aufgehäuften Kirchenschatz, an den Papst als Stellvertreter Gottes auf Erden und dessen Vollmacht, diesen Schatz verteilen zu dürfen. Nur wenn man diese Lehren für wahr hält, kann man ernsthaft davon sprechen, dass die Menschen durch den Ablass „Gewissheit ewigen Lebens erlangen“ können. Hält man diese Lehren aber für Unsinn, was man im Falle Poseners annehmen darf, dann ist der Ablass nichts als Betrug, den kein denkender Mensch ernsthaft verteidigen kann. Darüber hinaus stellt Posener die tatsächlichen Verhältnisse einmal mehr verzerrt dar, wenn er den Papst als Kunstmäzen darstellt, der den Ablass dringend benötigt, um sinnvolle Projekte voranzutreiben und unterstellt, der Rest der Christenheit habe die Gelegenheit des Ablasses dankbar und zufrieden angenommen. Tatsächlich gehörten zu Luthers Zeiten Klagen über die Auswüchse des Ablasses

zu den ständigen Beschwerdepunkten auf den Reichstagen, war er doch längst „zum skandalösen, mit politischen und wirtschaftlichen Interessen verquickten Geldgeschäft“ geworden.⁶⁵ Bereits im 15. Jahrhundert hatten Vertreter der Devotio Moderna und selbst Wissenschaftler der Pariser Sorbonne Kritik am Ablasswesen geäußert. MacCulloch schreibt weiter: „Humanistische Gelehrte und andere ernsthafte Köpfe waren entsetzt darüber, auf welcher perfide Art die (Ablass-)Kampagne Menschen in ihrer Gewissennot erpresste“ und zieht das Fazit: „Alles in allem gab es ein dankbares Publikum für jeden, der sich gegen das aussprach, was hier passierte“.⁶⁶

Luther hat die Menschen statt auf Geldgeschäfte mit dem Papst direkt auf die Gnade Gottes verwiesen und, im weiteren Verlauf, die gesamte Fegefeuer-Lehre als unbiblich zurückgewiesen: „Darum ist das Fegefeuer mit allem seinem Gepränge, Gottesdienst und Geschäft für ein reines Teufelsgespens zu halten“.⁶⁷ Er hat also nicht nur die *Möglichkeit* eines „Freikaufs“ durch Ablass verneint, sondern vor allem dessen *Notwendigkeit*. Wer durch Christus befreit wurde, der ist wahrhaft frei: „Denn seine unüberwindliche Gerechtigkeit ist allen Sünden zu stark. So wird die Seele von allen ihren Sünden nur durch ihre Verlobungsgabe, das ist des Glaubens halber, ledig und frei (...).

So ist es nicht möglich, dass die Sünden sie verdammen, denn sie liegen nun auf Christus und sind in ihm verschlungen“.⁶⁸ Eine „finstere Lehre“? Wenn Luther irgendwo richtig lag, dann mit seiner Kritik gegen den Ablass. Aus diesem „halben“ Punkt gegen Luther wird daher ein ganzer Punkt *für* den Reformator.

Fazit

Es ist richtig und legitim, sich anlässlich des Lutherjubiläums auch mit den Schwächen des Reformators zu beschäftigen. Eine faire Behandlung erfordert aber, dass man die Zeit bedenkt, in der Luther lebte und den Druck, unter dem er stand. Sie erfordert, seine Äußerungen im Kontext wahrzunehmen und nicht zugespitzte Zitate aus Tischreden oder in bestimmte Situationen hineingesprochene Polemiken mit der Lehrauffassung des Reformators zu wechseln. Sie erfordert nicht zuletzt die Bereitschaft, auch moderne Paradigmen zu hinterfragen – nicht in allem, worin Luther heutigen Ansichten widerspricht, liegt er falsch. Es ist zu hoffen, dass Luthers immenses Lebenswerk in diesem Sinne hinterfragt und für die Gegenwart fruchtbar gemacht werden kann. Mit Rundumschlägen jedenfalls wird man ihm nicht gerecht.

Dr. Daniel Facius ...

Daniel Facius lebt mit seiner Frau und seinen zwei Kindern bei Bonn. Er setzt sich im Ständigen Ausschuss des Bibelbundes für die Zuverlässigkeit der Schrift ein und ist Mitglied der Luther-Gesellschaft.

Anmerkungen

¹Der Artikel ist online abrufbar unter URL: <http://www.welt.de/126395361> [Stand: 08.05.2014].

²Volker Leppin. „Humanismus“. In: Albrecht Beutel (Hrsg.). Luther Handbuch. 2. Aufl. Tübingen, 2010. S. 69.

³Heinz Schilling. Martin Luther – Rebelle in einer Zeit des Umbruchs. München, 2012. S. 47.

⁴Erasmus von Rotterdam. De libero arbitrio. I a 9.

⁵Martin Luther. Disputatio de homine. WA (=Weimarer Ausgabe) 39 I. 175,9f.

⁶Oswald Bayer. Martin Luthers Theologie. 3. Aufl. Tübingen, 2007. S. 146.

⁷Bernhard Lohse. Martin Luther – Eine Einführung in sein Leben und Werk. 3. Aufl. München, 1997. S. 22.

⁸Diarmaid MacCulloch. Die Reformation 1490–1700. München, 2008. S. 188.

⁹MacCulloch. Ebd.

¹⁰So die Wertung von MacCulloch. Die Reformation. A. a. O. S. 177.

¹¹MacCulloch, Die Reformation, A. a. O. S. 187.

¹²Martin Luther. Von der Freiheit eines Christenmenschen. In: Kurt Aland (Hrsg.). Die Werke Luthers in Auswahl. Band 2. Der Reformator. Göttingen, 1991. S. 257.

¹³Martin Luther. Hier zitiert nach Bayer. Luthers Theologie. A. a. O. S. 204.

¹⁴Luther selbst zitiert 1. Korinther 9,19 und Römer 13,8.

¹⁵Luther. Von der Freiheit eines Christenmenschen. In: Die Werke Luthers in Auswahl. A. a. O. S. 263.

¹⁶Martin Ohst. In: Religion in Geschichte und Gegenwart. 4. Aufl. Band 1. Tübingen, 2008. S. Sp. 1916.

¹⁷WA 53. 417–552; WA 53. 579–648 und WA 54. 28–100.

¹⁸Lohse. A. a. O. S. 106; aus diesem Grund plädiert beispielsweise Suda zu Recht dafür, bei Luther von „Antijudaismus“ zu sprechen und den Terminus „Antisemitismus“ für die nationalsozialistische, rassenbasierte Ideologie zu reservieren. Max Josef Suda. Die Ethik Martin Luthers. Göttingen, 2006. S. 110.

¹⁹Hans-Martin Kirn. Luther und die Juden. In: Luther-Handbuch. A. a. O. S. 218.

²⁰WA 5; WA 7,544–604.

²¹Kirn. Luther und die Juden. A. a. O. S. 219.

²²WA 11. 314–336.

²³Kirn. Luther und die Juden. A. a. O.

²⁴Vgl. zum Ganzen die hervorragende Arbeit von Thomas Kaufmann. Luthers „Judenschriften“. Ein Beitrag zu ihrer historischen Kontextualisierung. 2. Aufl. Tübingen, 2013.

²⁵Kirn. Luther und die Juden. A. a. O.

²⁶Hans-Jürgen Prien. Luthers Wirtschaftsethik. Göttingen, 1992. S. 69.

²⁷Prien. Ebd.

²⁸Prien. A. a. O. S. 70.

²⁹Martin Luther. Von Kaufshandlung und Wucher. In: Kurt Aland (Hrsg.). Die Werke Luthers in Auswahl. Band 7. Der Christ in der Welt. Göttingen, 1991. S. 264.

³⁰Luther. A. a. O. S. 265.

³¹Luther. A. a. O. S. 266.

³²„Fenus pecuniae funus est animae“. Leo I. Sermo XVII. Hier zitiert nach Jacques Le Goff. Wucherzins und Höllenqualen. Ökonomie und Religion im Mittelalter. 2. Aufl. Stuttgart, 2008. S. 42.

³³Michael Lapp. Die Wirtschaftsethik Martin Luthers anhand seiner Schriften gegen den Wucher. In: Luther. 83. Jg. 2012. S. 92.

³⁴Luther. A. a. O. S. 278f.

³⁵Sog. „Schadewacht“. Lapp. Die Wirtschaftsethik Martin Luthers. A. a. O. S. 96.

³⁶Sog. Notwucher. Lapp. ebd.

³⁷So auch das Fazit von Lohse. A. a. O. S. 151. Lapp. Die Wirtschaftsethik Martin Luthers. A. a. O. S. 96, kommt in seiner Untersuchung der Wucherschriften Luthers zu dem Fazit, dass Luther Mahnungen und Vorschläge präsentiert habe, wie sie letztlich auch in den Wochen nach der Finanzkrise 2008 diskutiert worden seien.

³⁸Martin Luther. Von weltlicher Obrigkeit, wie weit man ihr Gehorsam schuldig sei. In: Kurt Aland (Hrsg.). Die Werke Luthers in Auswahl. Band 7. Der Christ in der Welt. Göttingen, 1991. S. 15.

³⁹Armin Kohnle. Luther und das Reich. In: Luther-Handbuch. A. a. O. S. 197.

⁴⁰Armin Kohnle. Luther und das Landeskirchentum. In: Luther. 85. Jg. 2014. S. 22.

⁴¹Martin Luther. Ermahnung zum Frieden auf die zwölf Artikel der Bauernschaft in Schwaben. In: Kurt Aland (Hrsg.). Die Werke Luthers in Auswahl. Band 7. Der Christ in der Welt. Göttingen, 1991. S. 162f. So beschuldigt er die Fürsten: „Dazu tut ihr im weltlichen Regiment nicht mehr, als dass ihr schindet und Geld eintreibt, euren üppigen und hochmütigen Lebenswandel zu führen, bis es der gemeine Mann nicht länger ertragen kann und mag“. S. 163.

⁴²Martin Luther. Wider die räuberischen und mörderischen Rotten der Bauern. In: Kurt Aland (Hrsg.). Die Werke Luthers in Auswahl. Band 7. Der Christ in der Welt. Göttingen, 1991. S. 191.

⁴³Luther. Von weltlicher Obrigkeit, wie weit man ihr Gehorsam schuldig sei. A. a. O. S. 9.

⁴⁴Katrin Göring-Eckardt. Wieviel Religion verträgt die Demokratie?. In: Schatten der Reformation. S. 26.

⁴⁵Die Predigt vom 6. Mai 1526 über 2. Mose 22,17. WA 16. 551f.

⁴⁶Peter Segl. In: Lexikon für Theologie und Kirche (LThK). Band 5. 3. Aufl. Freiburg, 2006. Sp. 80.

⁴⁷Zunächst die Constitutio Criminalis Bambergensis und sodann die von dem katholischen Kaiser Karl V. erlassene Constitutio Criminalis Carolina.

⁴⁸Segl. LThK. A. a. O. Sp. 80.

⁴⁹MacCulloch. Die Reformation. A. a. O. S. 737.

⁵⁰MacCulloch. Die Reformation. A. a. O. S. 736.

⁵¹Jörg Hausteil. In: RGG4. A. a. O. Band 3. Sp. 1721.

⁵²Zitiert nach: URL: <http://www.luther2017.de/22481/kai-lehmann-%E2%80%99Emartin-luther-glaubte-fest-hexen> [Stand: 08.05.2014].

⁵³MacCulloch. Die Reformation. A. a. O. S. 734.

⁵⁴MacCulloch. Die Reformation. A. a. O. S. 789.

⁵⁵Martin Luther. Der Christ in der Welt. Die Werke Luthers in Auswahl. Band 9. Die Tischreden. Göttingen, 1991. S. 279.

⁵⁶Luther. Ebd.

⁵⁷Martin Luther. Vom ehelichen Leben. In: Kurt Aland (Hrsg.). Die Werke Luthers in Auswahl. Band 7. Der Christ in der Welt. Göttingen, 1991. S. 284.

⁵⁸Luther. Vom ehelichen Leben. A. a. O. S. 295.

⁵⁹Bayer. Luthers Theologie. A. a. O. S. 301.

⁶⁰Martin Luther. WA DB 11 II. 124,20. Hier zitiert nach Bayer. Luthers Theologie. A. a. O. S. 302.

⁶¹Notger Slenczka. „Christliche Hoffnung“. In: Luther-Handbuch. A. a. O. S. 436.

⁶²Slenczka. Ebd.

⁶³Slenczka. A. a. O. S. 442.

⁶⁴Bayer. Luthers Theologie. A. a. O. S. 302.

⁶⁵Martin Brecht. Martin Luther. Band 1. Sein Weg zur Reformation. Stuttgart, 1981. S. 176.

⁶⁶MacCulloch. Die Reformation. A. a. O. S. 176.

⁶⁷Martin Luther. Die Schmalkaldischen Artikel. In: Kurt Aland (Hrsg.). Die Werke Luthers in Auswahl. Band 3. Der neue Glaube. Göttingen, 1991. S. 342.

⁶⁸Martin Luther. Von der Freiheit eines Christenmenschen. A. a. O. S. 257f.

Dr. Daniel Facius

Die Begründung der Welt

Thomas Christian Kotulla

Thomas Christian Kotulla. Die Begründung der Welt – Wie wir finden, wonach wir suchen. Gießen: Brunnen Verlag, 2013. Paperback. 240 S. ISBN: 978-3-7655-2012-9. 12,99 Euro.

Thomas Christian Kotulla studierte Betriebswirtschaftslehre und arbeitet als Dozent an einer transnationalen Wirtschaftshochschule. Sein erstes Buch „Die Begründung der Welt – Wie wir finden, wonach wir suchen“ verdankt sich einem privaten Interesse des Autors an philosophischen und theologischen Fragestellungen, das ihn nach eigenen Angaben von einem ursprünglich atheistischen Hintergrund zum christlichen Glauben geführt hat. Die möglichen Antworten auf die existentiellen Fragen des Lebens (Warum existiert überhaupt etwas? Warum ist die Welt so schön und zugleich so grausam? Warum sehnen wir

uns nach Liebe, sind aber nicht dazu in der Lage, vollkommen liebevolle Beziehungen zu führen? Sind wir in unserem tiefsten Inneren gut oder schlecht? Haben wir einen freien Willen? Hat unser Leben einen tieferen Sinn?) werden von Kotulla in die Kategorien „atheistisch“ und „theistisch“ einsortiert.

Hieraus folgt die Zerteilung des Buches. Im ersten Teil wird untersucht, welche dieser Lösungsansätze überzeugender ist. Kotulla kritisiert die Grundannahme des Naturalismus, dass nichts außerhalb und unabhängig von der Natur existiert, indem er darlegt, dass auf dieser Basis kein eigenständiges menschliches Denken möglich ist. Ein solches eigenständiges Denken sei aber die grundlegendste aller menschlichen Prämissen, die man nicht in Frage stellen könne, ohne zugleich - eigenständig zu denken. Nachdem er so die Überlegen-

heit des supranaturalistischen Ansatzes herausgearbeitet hat, beschäftigt er sich mit dem Wesen des Menschen, dessen Sehnsucht nach Liebe und Gerechtigkeit er als Hinweis auf einen Schöpfergott erklärt. In diesem Zusammenhang darf natürlich eine Auseinandersetzung mit der Evolutionstheorie nicht fehlen, die der Autor „nicht vollständig“ in Frage stellen will, insbesondere, weil sie das Übernatürliche nicht kategorisch ausschließen würde. Das nächste Kapitel beschäftigt sich mit der Vereinbarkeit von Liebe, Leid und Gerechtigkeit, bevor der erste Teil mit einer epistemologischen Fragestellung schließt: Was können wir wissen? Woran sollen wir die Wahrheit einer bestimmten Glaubensrichtung erkennen? Kotulla nennt folgende Prüfkriterien: Die Inhalte einer Glaubensrichtung müssen „widerspruchsfrei und in sich stimmig sein“. Sie

müssen „mit der Realität vereinbar sein“ und drittens „mindestens ein Element enthalten, das ihren göttlichen Ursprung bestätigt“ (beispielsweise „detaillierte Prophezeiungen“).

Im zweiten Teil prüft der Autor den christlichen Glauben anhand dieser Kriterien, wobei er Wert darauf legt, „nicht die Ansichten einer bestimmten Kirche oder Konfession“ wiedergeben zu wollen. Er stellt die Frage nach dem Sinn des Lebens, nach dem Ursprung des Bösen, dem Konflikt zwischen Liebe und Gerechtigkeit und auch nach dem Ziel, auf das wir uns zubewegen. Als Grundlage der christlichen Hoffnung identifiziert er die Auferstehung Jesu, die auch einer historisch-kritischen Analyse standhalte (in diesem Zusammenhang erfolgt der berechtigte Hinweis, dass der christliche Glaube „die einzige Glaubensrichtung darstellt, die überhaupt

einer historisch-kritischen Überprüfung zugänglich ist“). Auch den Kern der christlichen Existenz wird gut herausgearbeitet, etwa mit folgender Definition: „Ein Christ zu sein, bedeutet nicht, aus Angst zwanghaft ein guter Mensch sein zu müssen, sondern aus Dankbarkeit freiwillig ein guter Mensch sein zu wollen.“

Insgesamt gelingt Kotulla ein apologetisches Werk mit größtenteils nachvollziehbarer, schlüssiger Argumentation, dessen Stärke weniger darin besteht, substantiell Neues hervorzubringen (die Abhängigkeit von beispielsweise C. S. Lewis ist offenkundig), als vielmehr darin, bekannte Argumente zusammenzufassen und allgemeinverständlich aufzubereiten. Dabei liegt es in der Natur der Sache, dass manche Themen nur oberflächlich gestreift werden, die eine genauere Beschäftigung durchaus verdient hätten, insbesondere dort, wo der Autor zu recht apodiktischen Urteilen kommt. So dürfte etwa die Vereinbarkeit der Evolutionstheorie mit dem Glauben an einen Schöpfergott sowohl von Evolutionswissenschaftlern als auch von vielen Christen etwas skeptischer gesehen werden, da die postulierte „Richtungslosigkeit“ der Evolution sich letztlich schwer mit „lenkenden“ Eingriffen eines Schöpfergottes verträgt. Reformierte Christen müssen dagegen folgende Aussage zur Kenntnis nehmen: „Ausschlaggebend für das eigene Schicksal ist (damit) einzig und allein die Frage, ob man von Herzen nach Wahrheit sucht oder nicht. Und da jeder Mensch

die ursprüngliche Fähigkeit besitzt, durch ein Wahrheitsstreben eine tiefe Sehnsucht nach Liebe und Gerechtigkeit zu entwickeln, besitzt auch jeder Mensch die faire Möglichkeit, früher oder später zum christlichen Glauben zu finden“, und in Fußnote 55 erfahren wir, dass manche Theologen „erstaunlicherweise“ dennoch die Prädestinationslehre vertreten, obwohl diese Lehre „nicht mit dem christlichen Glauben vereinbar“ sei. Trotz solcher kleineren Stolpersteine ist das Buch im Ergebnis für Suchende aber ebenso empfehlenswert wie für Christen, die sich mit den Grundlagen ihres Glaubens auch einmal aus einem philosophischen Blickwinkel nähern wollen, ohne Überforderung befürchten zu müssen.



Statistische Erfassung der Verletzungen von Religionsfreiheit und Christenverfolgung • Forschungsprojekte • Buchveröffentlichungen • Fachzeitschrift • Anwaltlicher Einsatz für Betroffene
Weltweites Netzwerk von Fachleuten • Einrichtung von Lehrstühlen • Gutachten für Gerichte, Behörden und Parlamente

Bonn Cape Town Colombo

Internationales Institut für Religionsfreiheit
der Weltweiten Evangelischen Allianz

International Institute for Religious Freedom
IIRF
www.iirf.eu



Simon Hähle

Die Trauersprechstunde – Was in der Trauer weiterhilft

Hubert Böke



Hubert Böke. Die Trauerstunde – Was in der Trauer weiterhilft. Ostfildern: Patmos Verlag, 2013. Broschiert. 160 S. ISBN: 978-3-8436-0409-3. 14,99 Euro.

Fast jeder Mensch hat in seinem Leben bereits von einer lieb gewonnenen Person Abschied nehmen müssen. Dies zählt zu den schmerzlichsten Krisen und größten Herausforderung, die für einen Menschen zu meistern sind.

Hubert Böke, Pastor und Seelsorger sowie Autor des Buches „Die Trauersprechstunde“, widmet sich diesem

Thema in besonderer Weise. Er selbst hat gemeinsam mit seiner Frau in den letzten 25 Jahren eine Vielzahl an Menschen in ihrer Trauer begleitet.

„Was in der Trauer weiterhilft“ – so lautet der Untertitel des Buches. Bökes Anliegen ist zum einen, konkrete Fragen aufzugreifen, die ihm und seiner Frau in all den Einzelgesprächen oder in den Trauerkreisen begegnet sind. Zum anderen schreibt der Autor, dass er sein Buch weniger als Lektüre sieht, die klassisch „von vorn nach hinten“ gelesen wird - vielmehr bezeichnet er „Die Trauer-

sprechstunde“ als Nachschlagewerk. Je nachdem, in welcher Rolle beziehungsweise in welchem Stadium der Trauer sich der Leser befindet, kann das Buch zur Hand genommen werden, um im entsprechenden Kapitel nachzulesen (S. 11ff.). Es werden 34 Fragen thematisiert, wovon eine jede Frage ein eigenständiges Kapitel umfasst. In diesen möchte er dem Leser Raum für Trauer, Fragen und persönlichen Schmerz geben (S. 14).

Im ersten Kapitel schildert der erfahrene Seelsorger die Sicht, dass Trauern Zeit braucht. Eine angeschlagene Seele

funktioniert nicht einfach wieder. Wie lang dieser Prozess dauert, kann niemand sagen. Aber die Erfahrung lehrt, dass ab einem bestimmten Zeitpunkt der Alltag wieder erträglicher wird (S. 15f.).

Der Pastor ermutigt den Trauernden, sich Schwachheit und Verletzlichkeit einzugestehen – sie sind wesentliche Bestandteile des Trauerprozess. Kleinste Aufgaben strengen an, Ängste und Panik prägen den Alltag (S. 26). In diesen Momenten hilft es dem Trauernden, wenn Menschen an der Seite sind, die ähnliche Situationen durchlebt haben (S. 25).

Des Weiteren schreibt Böke, dass Trauer ein Bündel voller Gefühle ist (S. 42). Zorn und Wut sind dabei wesentliche Bestandteile. Nur wenn Gefühlen Raum gegeben wird, kommt ein Mensch auch gut durch die Trauer. Ähnlich ist es bei der Freude: Wenn ein Lachen im Herzen aufkommt, sollte es nicht unterdrückt werden (S. 53).

Die Zeit nach dem Verlust eines Menschen ist von heftigen inneren und äußeren Kämpfen geprägt. Aus diesem Grund wird in einem weiteren Kapitel die trauernde Person ermutigt, sich einzugestehen, dass sie nicht auf sich allein angewiesen ist und dass das Annehmen von Hilfe ein Zeichen von innerer Stärke ist (S. 54f.).

Jeder Mensch trauert anders. Manche wollen viel reden, ein anderer ist der Meinung, dass durch zu vieles Reden alles wieder aufgewühlt wird (S. 62). An dieser Stelle gibt Böke mit feinfühligem Worten den Ratschlag weiter, dass vom Gegenüber nicht erwartet werden sollte, dass er oder sie in gleicher Weise und Intensität trauern muss (S. 66).

Auch die häufig gestellte Frage nach dem „Warum“ wird aufgegriffen. Der Autor versucht dem Leser zu verdeutlichen, dass selbst Jesus kurz vor seinem Kreuzestod den Schmerz der Gottverlassenheit ertragen hat. Schon er fragte: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Wenn Jesus diese Frage stellte, dann dürfen wir dies sicherlich auch (S. 102f.).

In weiteren Kapiteln gibt Böke Hilfestellungen, wie beispielsweise nächtliche Angst oder Schlaflosigkeit überwunden werden kann (S. 107f.). Diese sind einerseits praktisch formu-

liert, andererseits ermutigt und sensibilisiert er die betroffene Person aber auch dafür, sich dem Kummer, den Ängsten und den damit verbundenen Herausforderungen zu stellen. Insbesondere gilt dieser Aspekt an Tagen, an denen sich bestimmte Ereignisse, wie der Geburtstag, der Hochzeitstag oder Weihnachten jähren (S. 126).

Abgeschlossen wird „Die Trauersprechstunde“ mit einer berührenden Geschichte, bei der eine Frau von ihrem Mann Abschied nimmt. Hierbei wird vor allem der Aspekt deutlich, dass Trauern ein Prozess ist, bei dem es Höhen und Tiefen zu durchleben gilt. Durch die gefühlvoll gewählte Sprache sind beim Leser emotionale Berührungen nicht ausgeschlossen.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass Hubert Böke eine Vielzahl an Fragen thematisiert, die während eines Trauerprozesses zum Vorschein kommen. Das Buch eignet sich vor allem für Menschen, die gerade aktiv einen Trauerprozess durchlaufen. Aber auch Personen, die Trauernde begleiten, bekommen wertvolle Tipps, die für die Praxis hilfreich sind. Böke betont, dass der Leser selbst prüfen soll, welche Antworten für die eigene Situation tauglich sind – schließlich müssen Menschen ihren ganz eigenen Weg zur Bewältigung der Trauer finden (S. 13). Die einzelnen Kapitel des Buches umfassen wenige Seiten – dennoch sind die Antworten treffend formuliert. Insbesondere die Integration von verschiedenen literarischen Gattungen, wie beispielsweise persönliche Trauerberichte, Liedtexte, Geschichten sowie Bibelausschnitte und Gebete, sorgen für eine Vielfalt und Abwechslung beim Lesen.



DANKE FÜR DAS STRAHLENDE
LACHEN UNSERER KINDER!



Liebe Spender(innen), durch Ihre finanzielle Zuwendung konnten wir neben der täglichen Versorgung der Kinder auch die Instandhaltung des Kinderhauses Emmanuel in Mexiko übernehmen. Das Dach wurde gedeckt, die Schlafräume und Klassenzimmer wurden gestrichen und alte, defekte Leitungen wurden repariert und erneuert. Zudem konnten für die Lehrer und Betreuer Fortbildungsseminare finanziert werden.

Lesen Sie mehr ...

Danke für Ihre
Unterstützung!

Gebende Hände

Unser Spendenkonto:

IBAN: DE06 3708 0040 0206 0000 00

BIC: DRESDEFF370 • Commerzbank Köln



Micha Heimsoth

Paulus und Paulusbilder: Konstruktion – Reflexion – Transformation

Manfred Lang

Manfred Lang (Hrsg.). Paulus und Paulusbilder: Konstruktion – Reflexion – Transformation. Arbeiten zur Bibel und ihrer Geschichte Bd. 31. Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt, 2013. 461 S., 58,00 Euro

In dem von Manfred Lang herausgegebenen Sammelband geht es um den größten Missionar und Theologen des Christentums aus Sicht der liberalen Gegenwartstheologie. Das Buch wurden anlässlich einer Einführung in das Leben und Denken des Paulus für die Klientel der Theologiestudenten im B.A.-Studiengang herausgegeben und enthält insgesamt neun Kapitel unter anderem zu Themen wie der paulinischen Gottesvorstellung, der christlichen Überlieferungskultur und Frauenrollen, von denen ich fünf kurz vorstelle.

Die Bekehrung und das Wirken des Paulus

Der mittlerweile verstorbene Wolfgang Wiefel (Universität Leipzig) widerlegt die weitverbreitete Ansicht, dass sich durch seine Bekehrung sein Name von Saulus in Paulus geändert habe. Es sei einfach ein Doppelname gewesen, den er auch schon vorher gehabt habe. Dadurch ließe sich auch seine Zugehörigkeit zu zwei Welten, der jüdischen und der hellenistisch-römischen, erkennen.

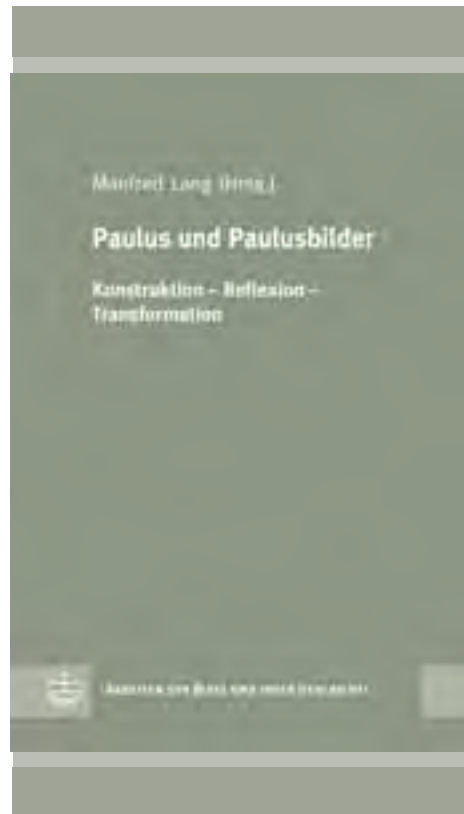
Wiefel konzentriert sich in erster Linie auf das Selbstzeugnis des Paulus in den sieben „Protopaulinen“, die auch in der historisch-kritischen Theologie unumstritten sind (Röm, 1Kor, 2Kor, Gal, Phil, 1Thess, Phlm) und auf den Bericht der Apg.

Paulus sei vor seinem Damaskus-Erlebnis davon überzeugt gewesen, dass Jesus von Nazareth von Gott verflucht sei, weil er am Holz gekreuzigt worden sei (5Mose 21,23). Der christliche Glaube an diesen verfluchten Messias konnte für Paulus daher nur Gotteslästerung sein. Erst als sich Jesus ihm als Auferweckten offenbart habe, habe Paulus ihn als Messias erkannt, weil Gott das Fluchurteil durchgestrichen habe. Dadurch sei für Paulus dann auch „die Schranke [gefallen], die das Volk Gottes von den Völkern der Welt [getrennt habe]“ (S.50). Paulus sei daher zum „Apostel der „gesetzesfreien Heidenmission“ (S.49) geworden. Ein wichtiger Erfolg sei für ihn gewesen, beim Apostelkonzil den Verzicht der Heidenchristen auf die Beschneidung durchzusetzen.

Die Tatsache, dass „Paulus [...] in kurzer Zeit erstaunlich viele Gemeinden gegründet [habe]“ (S. 68), hängt für Wiefel mit der Naherwartung des Paulus zusammen. Das Christentum habe sich deswegen so erfolgreich ausgebreitet (bis hin zur Weltreligion), weil Paulus oft nur Zeit für Glaubenswerbung und Gemeindegründung gehabt habe, während andere die nähere Unterweisung unternommen hätten. Dafür sei die Anfälligkeit für Irrlehren stark gewesen.

Die Gottesvorstellungen des Paulus

Christof Landmesser (Universität Tübingen) beschäftigt sich mit der Gottesvorstellung des Paulus. Paulus rede immer



von Christus und dem Heil des Menschen, wenn er von Gott rede (S. 122). Zu den Grundüberzeugungen des Paulus gehöre auch die Einzigartigkeit Gottes, die sich schon im AT zeige (5Mose 6,4). Israel dürfe sich keinen anderen Göttern neben Jahwe zuwenden (2Mose 20,3). Daran knüpfe Paulus in seiner Missionspredigt in Thessaloniki an: Es gebe nur einen lebendigen und wahren Gott, der nicht nur überlegen sei, sondern dem

allein diese Prädikate – im Gegensatz zu den anderen nichtigen Göttern – zugesprochen werden können (1Thess 1,9). Das Heilshandeln Gottes zeige sich in seinem Gerichtshandeln und im Christusgeschehen. Gott sei Subjekt des Evangeliums, der Rechtfertigung (also der Heilsbotschaft überhaupt), als auch der, der die Verkündiger erwähle. Paulus sei überzeugt, dass Gott nicht nur Christus von den Toten auferweckt habe, sondern dies auch bei den Gläubigen tun werde. Gott erwähle souverän in absoluter Freiheit zum Heil. Daher könnten die Gläubigen „weder im Endgericht noch in der Gegenwart irgend etwas von der Liebe Gottes trennen (Röm 8,31–39)“ (S. 149). Landmesser legt Wert darauf, dass für Paulus der Heilszugang nicht nur im Neuen Bund, sondern schon für Abraham nur durch den Glauben möglich sei, d. h., dass der Mensch passiv bliebe, während Gott aktiv handele.

Die Erinnerungen über Paulus

Manfred Lang (Universität Halle-Wittenberg) widmet sich den Paulusbildern, die in Kol 1,24–2,5 und Eph 3,1–13 gezeichnet würden. Lang ordnet beide Briefe, ganz in der Tradition der bibelkritischen Theologie, als „gefangen“ in der Paulustradition und als pseudepigraphisch ein.¹ Die literarische Abhängig-

keit des Eph vom Kol ist für Lang kein Indiz für dieselbe Autorenschaft. Allerdings weist Lang immerhin darauf hin, dass gerade englischsprachige Theologen die paulinische Verfasserschaft verteidigen (Douglas Moo, Frank Thielman u. a.).

Die Anfänge einer christlichen Überlieferungskultur

Udo Schnelle (Universität Halle-Wittenberg) würdigt Paulus als „maßgeblichen Former des Christentums“ (S. 191). Auch Schnelle vertritt die historisch-kritische Einteilung der Paulusbriefe in Protopaulinen, Deuteropaulinen und Tritopaulinen und die Existenz einer Paulusschule.

Schnelle behauptet, dass das Evangelium im Kol „nicht mehr nur von seinem Inhalt Jesus Christus definiert [werde], sondern wesentlich durch die Verkündigung des Apostels“ (S. 205). Ferner erhebe der Brief den Anspruch, nicht nur an der Theologie, sondern auch an der Person Paulus, orientiert zu sein. Leider macht Schnelle nicht deutlich, wo dieser angebliche Gegensatz bestehen soll. Auch die Behauptung, dass Paulus alle Menschen evangelisiere, wird in der angegebenen Stelle (Kol 1,28) gerade nicht aufgestellt: Paulus schreibt hier nicht in der Ich-, sondern in der Wir-Form und außerdem in der Gegenwartsform, d. h. dieser Prozess ist nicht abgeschlossen!

Auch Schnelles Argument gegen die paulinische Verfasserschaft, dass der Autor im Eph sein Apostelamt nicht verteidige, im Gegensatz zu (1Kor 9,1ff), ist schwach: In Phil und Phlm werden noch nicht mal in der Grußformel die Bezeichnung Apostel genannt, trotzdem bestreitet selbst Schnelle deswegen nicht, dass diese Briefe von Paulus geschrieben wurden. Auch der Vorwurf, dass der 2Thess die paulinische Theologie der „Protopaulinen“ nicht weiterentwickle, würde als Argument für die paulinische Verfasserschaft mehr überzeugen als gegen sie.

Paulus in den Pastoralbriefen

Michaela Engelmann (Vikarin in Lahstedt) hält die Unterscheidung zwischen „Protopaulinen“ und „Tritopaulinen“ nicht nur für „unbestritten“ (S. 222), sondern behauptet, dass sich sogar die Pastoralbriefe selbst widersprechen würden. Engelmann hält die Fragen für offen, ob diese drei (!) Autoren nicht zu einer späteren Generation gehörten. Insbesondere zwischen dem 1Tim und 2Tim sieht Engelmann bisher ungelöste angebliche „Widersprüche“. Beispielsweise argumentiert sie, dass es einen erst noch zu erweisenden einheitlichen Autor voraussetze, wenn „die in 1Tim und Tit erteilten Anweisungen durch 2Tim zum ‚letzten Willen‘ des Apostels

stilisiert [werden] würden“ (S. 225). Da sich dieses Argument jedoch problemlos umdrehen lässt, ist es freilich nicht überzeugend! Auch wird z. B. nicht klar, warum 2Tim 4,13 eine „dunkle Bitte“ sein soll, wie Engelmann behauptet, die auch mit 1Tim 6,8 nicht erhellt werde! Auch wenn Engelmann zurecht deutlich macht, dass die Pastoralbriefe jeweils unterschiedliche Schwerpunkte setzen, kann sie keinen Widerspruch überzeugend aufzeigen.

Fazit

Der Sammelband besticht durch informative und teilweise tiefgehende Beobachtungen zum Leben und Werk des Apostels Paulus. Leider sind die Beiträge einseitig der liberalen Theologie verhaftet. Eine Auseinandersetzung mit inzwischen durchaus ernstzunehmenden Vertretern klassisch-konservativer Positionen hätte dem Buch gut getan.

Anmerkungen

¹Armin Baum stellt die weit verbreitete Ansicht in Frage, dass Pseudepigraphie zur Zeit des NTs als unproblematisch angesehen wurde. Siehe: A. Baum. Pseudepigraphie und literarische Fälschung im frühen Christentum. Wissenschaftliche Untersuchungen zum Neuen Testament II/138. Tübingen: Mohr, 2001.



Ausbildung und Theologie sind für den Menschen da, nicht der Mensch für Ausbildung und Theologie.

MARTIN BUCER SEMINAR

Theologie studieren in Chemnitz



ANMELDUNG ...

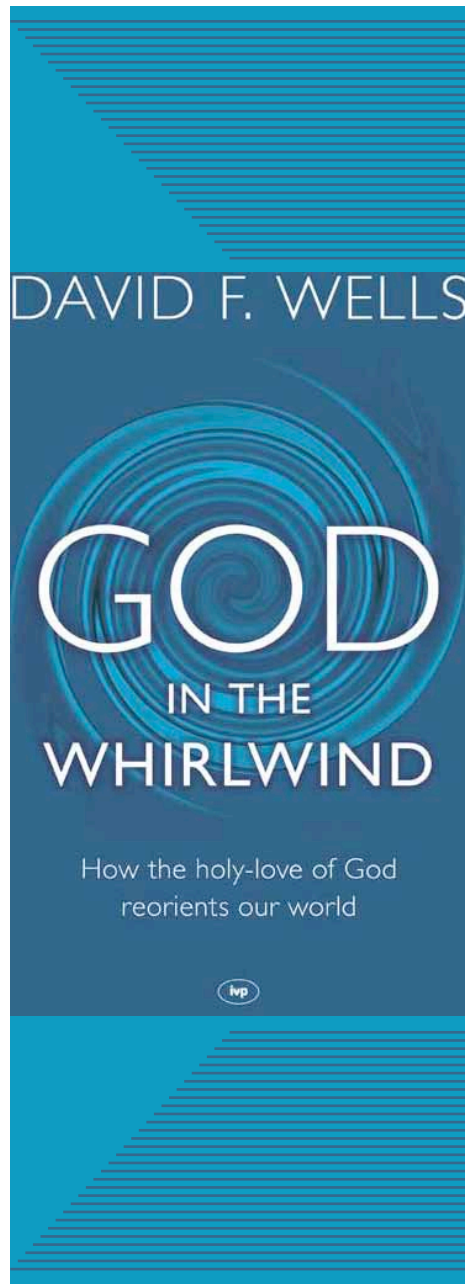
6.-9. AUGUST
2014
IN MÜNCHEN

Spurgeon
KONFERENZ

PREDIGE DAS WORT!

in Kooperation mit: Evangelium 21

MARTIN BUCER SEMINAR



Hannel Strebel

God in the Whirlwind

David F. Wells

David F. Wells. God in the Whirlwind: How the Holy-love of God Reorients Our World. Crossway: Wheaton, 2014. 272P. ASIN: B00HWTS0DQ. 9,49 Euro (Kindle-Version).

Nach der Lektüre der vorgelagerten fünf Bände war ich neugierig auf das abschließende Buch von Wells. Das Echo „so nicht!“ hallte durch die bisherigen Erläuterungen. Wells schrieb eine Systematische Theologie in Form einer eingehenden Auseinandersetzung mit der Gegenwartskultur, genauer gesagt mit dem Auf- und Niedergang der Moderne und der Etablierung der Spät- bzw. Postmoderne. Das gesamte Werk weist die Züge einer ausführlichen Kulturkritik, verbunden mit dem Ruf zur Bildung einer Gegenkultur, auf. An Kritikern fehlte es nicht. Das ver-

wundert auch nicht. Wells wagt sich an die Meta-Analyse einer Zeit, die eben erst vorüber ist oder noch andauert. Er habe zu wenig Hinweise gegeben, wie denn diese Gegenkultur ausgestaltet werden kann. Auf diesen Kritikpunkt reagiert Wells. Noch präziser, er fragt: Wie können die Evangelikalen zum Wesentlichen zurückfinden?

Auf den Ruf „so nicht!“ soll nun die Frage „wie denn?“ beantwortet werden. Mit dem Schlüssel, den er uns dazu in die Hand gibt, konnte ich im ersten Moment nichts anfangen. Wells geht zurück zu seinem Kernargument, dass Gott an Gewicht verloren habe. Darum macht er sich daran, eine „gewichtige“ Sicht von Gott zu entwickeln und den Blick seiner Leser eben dafür zu gewinnen. Durch eine ausgewogene Perspektive des heilig-liebenden Gottes verändert

sich unser Denken und unser Leben. Es geht, wie es der Titel ankündigt, um eine Neuorientierung. Sie wird uns mittel- und langfristig befähigen, unser Leben wieder auf Gott auszurichten. Je länger ich darüber nachdenke, desto zentraler wird mir diese Überlegung. James K. A. Smith monierte in Christianity Today,¹ Wells singe immer dasselbe Lied. Kevin DeYoung hält dagegen:² Vorsicht, die Absicht des Autors war eine andere. Dieser Absicht des Autors versuche ich nachzuspüren. Hierzu muss vorneweg gesagt werden, dass ich die Einschätzung von Wells teile.

Der Einstieg erfolgt mit der Zusammenfassung einiger zentraler Argumente aus der bisher eingebrachten Kulturkritik. Dafür ist eine überaus passende Kapitelüberschrift gewählt: „God Our Vision, Culture Our Context.“ Unsere

Kultur sagt uns, dass wir in uns selbst gehen müssen, um Gott zu erkennen (P. 272; Positionen im Kindle). Gott ist bestenfalls der „Cheerleader“, der uns von der Seitenlinie aus anfeuert, sich jedoch nicht ins Spiel einmischt. Er hat uns mit Material zu versorgen und glücklich zu machen. Unser Leben spielt sich in einer a-moralischen Welt ab, die kein letztes Richtig und Falsch und keine Rechenschaftspflicht kennt. Im Vordergrund steht nicht mehr das Kollektiv, sondern das Selbst. „Unter der postmodernen Sonne hat jeder ein Anrecht auf seine eigene Version der Realität“ (P. 457). Dadurch verwischen sich die Grenzen. Es entsteht viel Verwirrung, Unsicherheit und Angst. „Wenn Gott gestorben ist und das Selbst das Vakuum gefüllt hat, ereignet sich etwas Seltsames: Das Selbst stirbt auch!“ (P. 498) Deshalb sind unsere Horrorfilme eine Art Abbild unseres Inneren. Gott kann jedoch nicht durch unsere eigene Intuition erkannt werden. Er offenbart sich durch sein Wort. Erst wenn wir im Rahmen der moralischen Welt, den sein Wort abgesteckt hat, zu denken beginnen, kann sich eine gott-zentrierte Sicht entwickeln (P. 542).

Nach dieser „Eröffnungspartie“ entwickelt Wells seine These: Im Westen liebten wir den Gedanken, dass Gott Liebe ist, und wir weisen den Gedanken an seine Heiligkeit zurück. Die Absicht des Buches besteht nun darin, Gott in der

Einheit und Verbundenheit von Heiligkeit und Liebe darzustellen. Er verkörpert gleichzeitig Liebe und Heiligkeit. Wir werden bei ihm nie Liebe ohne Heiligkeit oder Heiligkeit ohne Liebe antreffen (P. 1387).

Dazu geht Wells zunächst ins Alte Testament (im Kapitel „The Gospel across Time“). Er zieht die Linie zu Abraham zurück und fragt sich: Was war immer gleich? Seine dreifache Antwort lautet: Der Grund unserer Annahme, Gott; das Instrument, der Glaube; der Grund, nämlich Christus. Diese sind unverkennbar dieselben geblieben. In einer eindrücklichen Zusammenstellung aus AT und NT verfolgt Wells drei charakteristische Typen (Vorbilder) für Christi Werk: Adam, den Auszug aus Ägypten und David. Nach dieser kurzen Darstellung der Kontinuität zwischen AT und NT folgen einige Anmerkungen zur Diskontinuität. Wells betont vor allem die Sichtweise des Voraus- und des Rückblicks auf das Zentralereignis der Heilsgeschichte, nämlich das Werk Christi.

Jetzt kann Wells den heilig-liebenden Gott zu beschreiben beginnen. Mit Rücksicht auf die bei den Evangelikalen vorherrschende Sichtweise kehrt er die Reihenfolge um und beginnt mit der Liebe Gottes. Liebe ist das, was wir am meisten von Gott erwarten (P. 1242). Im Gegensatz zu anderen Eigenschaften wie z. B. seiner Allmacht besteht bei der

Liebe eine Parallele zum Menschen. Wir neigen deshalb dazu, unsere Vorstellung von Liebe in ihn hinein zu projizieren. Dies versperrt uns den Blick auf die Andersartigkeit seiner Liebe: Sie neigt sich zu uns und ergreift die Initiative. Es ist nicht keine generelle Liebe, nicht bloß guter Wille, keine allgemeine Zuwendung, kein nicht-diskriminierendes Gefühl, keine romantische Liebe, sondern Liebe, die aufopfernd, selbst entleerend und eng mit Moral verbunden ist (P. 1393). Dazu kommt: „Jeder Akt der Güte ist zur selben Zeit ein Akt der Gerechtigkeit; jeder Akt des Zorns geht mit Geduld Hand in Hand“ (P. 1416). Wells ruft uns mit Nachdruck zu: Wir müssen uns üben, den Charakter Gottes in dem Rahmen zu sehen, den er uns gibt und nicht so, wie wir unser tägliches Leben begreifen!

Während wir Liebe gerne mit offenen Armen, Wärme, Zuhören, Zuwendung, Heilung und Akzeptanz verbinden, assoziieren wir Heiligkeit mit Kälte, Distanz und Unpersönlichem (P. 1663). Wells sieht „Heiligkeit“ als Oberbegriff für die moralische Vollkommenheit Gottes. Es geht um das, was Gott von der sündigen Schöpfung absetzt und ihn in seiner Herrlichkeit emporhebt. Der Heilige sitzt auf dem Thron, dem Ausdruck seiner Souveränität und Autorität. Wells unterbricht sich und schildert das Kontrastbild unseres Lebens: Die Abwendung vom Gott, dem wir gegenüberstehen, zum Gott, der

in uns wohnt. Die Schöpfer-/Geschöpf-Unterscheidung ist dadurch weitgehend verloren gegangen. Wir hegen die falsche Vorstellung eines freundschaftlichen Verhältnisses, wie es Menschen untereinander pflegen. Dadurch bilden wir uns ein, dass wir die Grenzen von uns aus mühelos durchschreiten können. Wir müssen zurückfinden zur Betroffenheit der Bewohner der Stadt Beth-Semes, die unbedarft in die Bundeslade blickten. Darauf starben einige Dutzend ihrer Bürger. Entsetzt riefen sie aus: Wer kann vor diesem mächtigen Gott bestehen (1Sam 6,19–20)?

Die Wesensmerkmale der Heiligkeit Gottes arbeitet Wells an den Beispielen von Güte, Gerechtigkeit und Zorn näher aus. Seine Gerechtigkeit hängt mit der Lehre der Rechtfertigung zusammen: Der bußfertige, glaubende Sünder wird in Christus mit der völlig fremden, göttlichen Gerechtigkeit bekleidet. Gottes Zorn ist ebenso sein eigenes Werk wie seine Liebe. Gottes Zorn ist keine Verirrung. In Gottes Gericht offenbart sich seine Liebe für Menschen ebenso für das, was gerecht ist. Durch seine Gerechtigkeit erhebt sich sein Charakter der Liebe.

Im 6. Kapitel wirft Wells einen Blick auf das Kreuz. In manchen Filmen werde eben die Hauptsache verfehlt. Die Kreuzigung als äußeres Ereignis erscheint im Blickfeld und nicht auf das Kreuz an sich. Von außen her schien es tatsächlich kein Aufsehen erregendes

Ereignis zu sein. Es geschah scheinbar ungeplant, chaotisch, unklar und nicht vorhersagbar. Dabei ging es doch um Christus, den menschengewordenen Sohn Gottes. Als leidender Knecht gab er sein Leben als Lösegeld hin und bewirkte für Sünder das, was sie nicht selber erwirken konnten. Durch seinen stellvertretenden Tod gewann er die Befreiung der Vielen. In einer geheimnisvollen Weise wurde am Kreuz, einem Geschehen in Zeit und Raum, der Gerechtigkeit Gottes Genüge getan. Dieses Mal geht Wells drei Bildern bzw. Begriffen nach: Dem Gerichtshof (Rechtfertigung), menschlichen Beziehungen (Versöhnung) und dem Kampf (Lösegeld). Bei allen drei ist sorgfältig zwischen zulässigen Vergleichspunkten und Unterschieden zu achten.

Nachdem Wells mit diesen kräftigen und doch in die Details gehenden Pinselstrichen gearbeitet hat, geht er einige Schritte zurück und wendet sich den Erlösten und dem Thema der Heiligung zu. Was bedeutet diese Perspektive für das Leben derer, die ihm angehören? Wells betont, dass Heil und Heiligung voneinander unterschieden, aber nicht getrennt werden dürfen. Wir gehören mit unseren Zielen, Ambitionen und Wünschen dem, der uns erlöst hat. Es geht darum, dass unser Wille seinem konform gemacht wird, statt unsere Muster dem der uns

umgebenden Leitkultur anzupassen (P. 3007). Eine zweite Anwendung entwirft Wells für die Anbetung. Dabei geht es um das Ausdrücken von Gottes Wert, all dessen, was er von sich offenbart hat: Seinen Charakter und sein erlösendes Handeln (P. 3111). Ja, Anbetung ist unsere Antwort auf sein wunderbares Handeln. Es geht einmal mehr nicht um unsere Bedürfnisse, unseren Geschmack und unsere Emotionen. Daraus heraus entwickelt Wells einen ungeheuer passenden Schluss. Wenn wir einen Blick von der Herrlichkeit unseres Gottes erhascht haben, so bleibt unsere angemessene Antwort – Dienst. Dieser bewährt sich in einer von der Sünde gezeichneten, gebrochenen Welt.

Was nehme ich vom Buch mit? Ich gehöre auch zu den Menschen, die ab und zu ausrufen: „Wir haben doch schon genug Bürden. Wir wollen Erleichterung, vor allem am Wochenende. Wir wollen unterhalten werden.“ Unsere größte Herausforderung ist, wie Wells gleich am Anfang zu bedenken gibt, die Zerstreung (P. 266). Durchschnittlich alle drei Minuten werden wir unterbrochen. Eigentlich sind wir es selbst, die uns ständig unterbrechen. Dafür typisch ist unser reflexartiger Blick aufs Handy. Auf diesem Hintergrund erscheint der Rat eines gereiften Mannes wie Wells umso dringender: Es gibt nicht ande-

res, als unsere Aufmerksamkeit weg von den ständigen Alternativen hin zu Gott zu verlegen. Ein dürstendes Verlangen, wie es Asaph in Psalm 42 beschreibt, muss uns erfassen, damit wir diese Hinwendung vollziehen. Wenn wir Gott kennenlernen wollen, gibt es keine „Shortcuts“ und Kurzanleitungen (620).

In dieser Fokussierung liegt der Schlüssel und gleichzeitig die Befreiung. Wells legte mir die tägliche Zeit, um sorgfältig Gottes Wort zu studieren, auf mein Gewissen. Dies muss auf Kosten von E-Mails, Facebook, Filmen und Blogs geschehen. Ich weiß, dieser Rat verkauft sich schlecht. Aber es geht nicht um den Verkauf. Wer vom heilig-liebenden Gott erfasst worden ist, wird seinen Blick nicht mehr von ihm abwenden können.

Wir sind sehr an „how to-Material“ gewöhnt. Dabei lautet die viel gewichtigere Frage: Um wen geht es? Wells hat der Versuchung widerstanden, uns einen weiteren Ratgeber zu bescheren. Sie füllen bereits zu Tausenden die Bibliotheken und unsere Bücherregale. Seine Botschaft lautet: „Verändert zu werden bedeutet, un-konform gemacht zu werden“ (P. 260). Ich will auf der Spur des heilig-liebenden Gottes bleiben. Nicht jenes Zerrbildes, das uns nur als Beruhigungsmittel oder angenehme Salbe dient.

HÄNSSLER

KURZ UND BÜNDIG

INFORMATION | DISKUSSION | PRAXIS

Nr. 395.335, 112 S.

Nr. 395.336, 80 S.

Nr. 395.382, 96 S.

Nr. 395.385, 96 S.

Nr. 395.258, 96 S.

Nr. 394.551, 96 S.

Nr. 395.025, 96 S.

Nr. 395.245, 96 S.

Nr. 394.037, 96 S.

Nr. 395.253, 112 S.

Nr. 394.074, 128 S.

Nr. 394.001, 96 S.

Nr. 394.002, 128 S.

Nr. 394.008, 96 S.

Nr. 394.963, 112 S.

Nr. 394.999, 128 S.

Nr. 395.126, 112 S.

Nr. 395.179, 80 S.

Nr. 395.203, 128 S.

nur je
7,95 €

Der Herausgeber Thomas Schirrmacher

Professor Dr. mult. Thomas Schirrmacher (Jahrgang 1960) ist verheiratet und hat zwei Kinder. Fachlich ist er durch drei Promotionen in Theologie, Völkerkunde und Ethik ausgewiesen und leitet als Rektor das Martin Bucer Seminar. Vor allem setzt er sich jedoch im Rahmen der Deutschen und der Weltweiten Evangelischen Allianz engagiert für Familie, Menschenrechte, Entwicklung und Ausbildung in der Dritten Welt ein.

Andreas Münch

Schätze der Gnade

Ron Kubsch und Matthias Lohmann (Hrsg.)

Ron Kubsch und Matthias Lohmann (Hrsg.). Schätze der Gnade – Reformatorische Theologie im 21. Jahrhundert. Jahrbuch des Martin Bucer Seminars 2013. Bonn: Verlag für Kultur und Wissenschaft. 2013/2014. 260 S. ISBN: 978-3862690879. 16,95 Euro.

Alte Wahrheiten werden wieder neu entdeckt, belebt und für die Kirche Jesu fruchtbar gemacht. In den USA hat die reformatorische Theologie bereits feste Formen erhalten durch namhafte Führungspersönlichkeiten, Ausbildungsstätten, Gemeindeverbände, Missionswerke, Publikationen sowie Konferenzen. So sehr man auch gerne am Segen der Amerikaner teilhat, so wünscht man sich doch eine (dauerhafte) Erweckung

für das eigene Land. Das Buch Schätze der Gnade – Reformatorische Theologie im 21. Jahrhundert kann dabei richtungweisend sein und wertvolle Impulse liefern.

In zehn Aufsätzen werden verschiedene Themen besprochen, die eine wichtige Rolle innerhalb der reformatorischen Theologie spielen. Die Autoren kommen sowohl aus dem akademischen wie gemeindlichen Hintergrund. Darunter befinden sich Theologen aus Deutschland als auch aus den USA. Nichtsdestotrotz bildet das Buch ein Ganzes und schickt sich an, dem Leser den Wert, die Notwendigkeit und den Nutzen reformatorischer Theologie nahezu legen. Im Folgenden möchte ich einen kurzen Überblick über die einzelnen Aufsätze geben.

Johannes Calvin: Warum wir mehr über den Reformator wissen sollten (Thomas Schirrmacher): In vielen deutschen Gemeinden ist der Name Johannes Calvin immer noch recht negativ besetzt. Warum das so ist und ob dieses Calvin-Bild gerechtfertigt ist, wird anfangs besprochen. Im Anschluss werden einige zentrale Lehren von Calvin kurz umrissen, um aufzuzeigen, wie bedeutsam Calvin als Theologe für die Kirche war – damals wie heute. Ein Plädoyer, um sich intensiver mit dem Reformator aus Genf zu befassen.

Neuer Calvinismus: Einblicke in eine junge reformierte Bewegung (Ron Kubsch): Die Welle des sogenannten Neuen Calvinismus ist mittlerweile bei uns angekommen. Doch was steckt eigentlich

dahinter? Wie unterscheidet sich der Neue Calvinismus vom alten? Ron Kubsch liefert zunächst einen informativen historischen Überblick, um die Unterschiede aufzuzeigen. Auch auf die Kritik am Neuen Calvinismus wird eingegangen sowie ein Ausblick gegeben, wie es mit der Bewegung weitergehen wird. Der Artikel bietet eine gute und faire Analyse des Neuen Calvinismus.

Zurück zu alten Ufern: Die reformierten Wurzeln der Baptisten und Freien evangelischen Gemeinden in Deutschland (Matthias Lohmann): Wichtige Einblicke in die deutsche Kirchengeschichte liefert der Aufsatz von Matthias Lohmann über die Entstehungsgeschichten der Baptisten sowie der FeGs in Deutschland. Die reformatorische Theologie hatte Anfangs

einen hohen Stellenwert innerhalb dieser Gemeindebünde, der leider größtenteils verloren gegangen scheint. Ein interessanter Artikel, der Mut macht, sich wieder auf die reformierten Wurzeln zu besinnen.

Können wir die Wahrheit erkennen? (Richard D. Phillips): Wie können wir in einer postmodernen Gesellschaft das Evangelium verkünden, wo das Wort „Wahrheit“ jegliche Bedeutung verloren hat? Dieser Frage geht Richard D. Phillips nach. Er zeigt schlüssig die Krise des postmodernen Denkens auf – die Behauptung, dass es keine absolute Wahrheit gibt – und zeigt hilfreiche Richtlinien auf, wie wir unseren Mitmenschen begegnen können. Christen, die in Gesprächen mit ihren ungläubigen Mitmenschen herausgefordert werden klare Positionen zu vertreten, werden von diesem Artikel profitieren.

Was heißt „Evangelium“? (Bryan Chapell): Eine Reformation braucht eine klare und biblische Vorstellung vom Evangelium. Was beinhaltet das Evangelium? Bryan Chapell gibt dazu drei Antworten, die er im Detail erläutert: 1) Was Gott von uns fordert, stellt er selbst bereit. 2) Was Gott schenkt, vervollkommnet er. 3) Wen Gott vervollkommnet, den gebraucht er. Der Artikel ist sehr erbaulich, da er uns an die geistlichen Segnungen in der Himmelswelt in Christus erinnert (vgl. Eph 1,3).

Die Rechtfertigungslehre (Philip Graham Ryken): Die Frage nach der Rechtfertigung des Sünders ist eine der zentralen Lehren innerhalb der reformierten Theologie. Philip Graham Ryken gibt einen systematischen Überblick über diese wichtige Lehre und zeigt auf, was sie bedeutet und was sie nicht bedeutet. Eine Lehre, über die man immer wieder staunen und dankbar sein sollte.

Das Evangelium gehört in jede Predigt! Auslegungspredigt und das Evangelium (Matthias Lohmann): In diesem zweiten Aufsatz von Matthias Lohmann geht es von der Theorie in die Praxis. Jede Textauslegung sollte eine Evangeliumspredigt sein, so die Kernaussage dieses Aufsatzes. Warum das so ist und wie man das für den eigenen Lehrdienst fruchtbar machen kann, wird erklärt und auf weiterführende Literatur verwiesen. Meines Erachtens ein hilfreicher Einstieg in ein wichtiges Thema.

Grund zur Freude (Christian Wegert): Christen haben allen Grund dankbar zu sein. Dieser Aufsatz von Pastor Christian Wegert ist eine erbauliche Reise durch den Philippbrief, in dem wir viel über die Freude eines Christen lesen können. Mit dem Herzen eines Pastors geschrieben, tut dieser Aufsatz der Seele gut und ist ein kleiner Wegbegleiter auf dem Weg zur Freude.

Ist denn Gott ungerecht? Das sei ferne! Gedanken zum Verhältnis von Gottes Souveränität und menschlicher Verantwortung (Titus Vogt): Wie Gottes Souveränität, Gottes Gerechtigkeit und die Verantwortung des Menschen in Verbindung stehen, zeigt Titus Vogt in seinem recht kurzen Aufsatz. In kurzen und knappen Worten wird die Argumentationslinie von Paulus in Röm 9,6–23 skizziert. Der Autor hätte viele Seiten über dieses strittige Thema füllen können, doch er gibt sich damit zufrieden, Gott Gott sein zu lassen und nicht alles verstehen zu müssen. Dementsprechend endet der Artikel mit einem Lobpreis Gottes, was ein angemessener Abschluss der vorherigen Betrachtung ist.

„Liebe, und tue was du willst“ – Der Christ und das Gesetz (Ron Kubsch): Hat uns das Evangelium vom Gesetz Gottes befreit oder wie haben wir die Rolle des Gesetzes für uns neutestamentliche Christen zu verstehen? Dieser Frage geht Ron Kubsch in seinem zweiten Aufsatz nach. Er gibt einen fundierten Überblick über die Gesamtthematik und zeigt auf, dass das Gesetz nach wie vor eine wichtige Rolle im Leben des Volkes Gottes spielt, jedoch freilich nicht als Heilsweg sondern als Erfüllung des Gebotes der Liebe zu Gott und den Mitmenschen.

Im Anhang findet der Leser die theologischen Grundlagen von Evangelium21.

Dieses Glaubensbekenntnis ist für interessierte Christen ohne reformierten Hintergrund ein guter Einblick sowie eine Arbeitsgrundlage für Gemeinden, die diese Überzeugungen teilen und sie in ihren Glaubensbekenntnissen verankern möchten.

Die Lektüre hat mir Mut gemacht, dass sich in unseren Gemeinden etwas zum Guten verändern kann, wenn wir auf das bauen, was die Reformatoren für sich entdeckt haben: Allein die Schrift, alleine der Glaube, alleine Christus, damit Gott in allem alleine die Ehre gebührt.



Ron Kubsch

Handbuch Internetseelsorge: Grundlagen, Formen, Praxis

Birgit Knatz



Birgit Knatz. Handbuch Internetseelsorge: Grundlagen, Formen, Praxis. Gütersloher Verlagshaus. 2013. ISBN: 978-3-579-07402-3. 334 S., 29,99 €.

Viele Seelsorger machen seit Jahren die Erfahrung, dass mehr und mehr Anteile der klassischen Seelsorge in die digitale Welt ausgelagert werden. Die Briefseelsorge wird durch das Mailen abgelöst und so allerlei Probleme werden nicht mehr nach der Bibelstunde, sondern im digitalen Forum diskutiert.

Verbunden damit sind zweifelsohne einige Gefahren, denken wir nur an die Herausforderungen des Datenschutzes angesichts der NSA-Affäre. Das Internet eröffnet aber auch neue Möglichkeiten,

da besonders zurückhaltende Menschen beim Mailen oder Chatten weniger Barrieren zu überspringen haben als beim herkömmlichen Gespräch.

Birgit Knatz, erfahrene Beraterin und Gründungsvorstand der deutschen Gesellschaft für Online-Beratung, vermittelt in diesem Handbuch erstmals, wie seelsorgerliche Einsichten verbunden mit medienspezifischem Fachwissen zu mehr Seelsorgekompetenz im Internet führen können.

Das Buch führt zunächst phänomenologisch in die digitalen Kommunikationsformen ein. Der Leser bekommt sehr nützliche Hinweise zur Sprache des Internets. So werden Emoticons und Smileys erklärt oder Benimmregeln

vorgestellt (Knigge für das Internet). Schwerpunkt des zweiten Kapitels sind die Akteure. Es geht um Qualifikationen beim Lesen, Schreiben oder auch dem Beziehungsaufbau. Das dritte Kapitel geht auf verschiedene Kommunikationsmodelle ein und stellt Besonderheiten der Internetkommunikation heraus. Im vierten Kapitel werden einige Problematiken aufgegriffen, die Internetseelsorgern immer wieder begegnen, darunter Suizidalität, Depression oder Sexueller Missbrauch. Sehr hilfreich sind auch die Hinweise zum Erkennen von Inszenierungen oder von Fälschungen, zu denen die Anonymität des Internets leider schnell verleitet. Schließlich werden im letzten Kapitel rechtliche und daten-

schutzrelevante Rahmenbedingungen erörtert. Wie bei den Evangelischen Kirchen üblich, wird sowohl bei der Übertragung als auch bei der Speicherung von Daten die Verschlüsselung empfohlen.

Das Handbuch ist für Seelsorger, die einen Teil ihrer Seelsorge online betreiben, eine wirklich hilfreiche Informationsquelle. Viele Details, die man sich bisher mühsam zusammensuchen musste, finden sich hier übersichtlich zusammengestellt. Freilich sollte Seelsorgern klar sein, dass dem Buch der Bezug zu einer biblisch reflektierten Seelsorge fehlt. Anliegen der Autorin ist es, Kompetenz bei der Online-Beratung zu fördern. Das gelingt ihr gut.

Ron Kubsch

Friedrich Avemarie. Neues Testament und früh-rabbinisches Judentum

Jörg Frey und Angela Standhartinger (Hrsg.)

Friedrich Avemarie. Neues Testament und früh-rabbinisches Judentum. Hrsg. von Jörg Frey und Angela Standhartinger. WUNT 316. Tübingen: Mohr Siebeck. 966 S., 179,00 €.

Im Oktober 2012 wurde Friedrich Avemarie unerwartet im Alter von nur 51 Jahren aus dem Leben gerissen. Die Nachricht von seinem Tod traf die Fachwelt wie ein Schlag. Wer immer sich für das Studium der rabbinischen Literatur oder der „Neuen Paulusperspektive“ interessierte, kam an den Beiträgen des Neutestamentlers und Judaisten nicht vorbei.

Avemarie wurde 1994 in Tübingen unter Martin Hengel mit der Untersuchung „Tora und Leben“ (Tora und Leben: Untersuchungen zur Heilsbe-

deutung der Tora in der frühen rabbinischen Literatur, TSAJ 55, Tübingen, 1996) promoviert. Zwei Jahre nach seiner erfolgreichen Habilitation über die „Taufersählungen“ in der Apostelgeschichte ging er 2002 an die Universität Marburg und lehrte dort für zehn Jahre. Er verknüpfte großes Interesse für die Auslegung neutestamentlicher Texte mit hervorragenden Kenntnissen der rabbinischen Literatur und leistete in seinem kurzen Leben materialreiche und maßgebende Forschungsbeiträge zum frühen rabbinischen Judentum.

Dankbarerweise haben Jörg Frey und Angela Standhartinger unter Mithilfe von Beate Herbst, der Ehefrau Avemaries, einen stattlichen Aufsatzband in der WUNT-Reihe des Mohr Siebeck Verlags publiziert. *Neues Testament* und *früh-rab-*

binisches Judentum versammelt Beiträge zur rabbinischen Martyriumsliteratur, zur Soteriologie, zu Jesu Gleichnissen, zum historischen Hintergrund der Apostelgeschichte, zur Anthropologie, zur Israelfrage und zur paulinischen Rechtfertigungslehre.

Der Züricher Neutestamentler Jörg Frey würdigt einleitend das wissenschaftliche Vermächtnis Friedrich Avemaries (S. XII – XXXIII) und führt in die Aufsatzsammlung ein. Da ich die Beiträge nicht einzeln vorstellen kann, knüpfe ich an Freys' Ausführungen an und stelle dabei Avemaries Untersuchungen zur rabbinischen Soteriologie heraus.

Im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts etablierte sich insbesondere in der angelsächsischen Paulusforschung die „New Perspective on Paul“ (NPP). Da Martin

Hengel gute Kontakte zu James D.G. Dunn in Durham, einem der Väter der NPP, unterhielt, wurden in Tübingen viele Fragen rund um das neu aufkommende Paulusbild diskutiert. Avemarie greift insbesondere in seiner Dissertation die Fragestellung auf, inwiefern das Heil im frühen Judentum mit der Einhaltung der Thora verbunden war. Gelehrte wie Ferdinand Weber oder Paul Billerbeck zeichneten das Bild eines Judentums, indem der Einhaltung des Gesetzes quasi eine heilbringende Funktion zukam. Die NPP wehrte sich gegen die Darbietung einer jüdischen „Leistungsreligion“. Insbesondere E.P. Sanders sah weniger einen Gegensatz als eine Entsprechung zwischen den Rabbinen und der paulinischen Religionsstruktur. „Auf beiden Seiten identifizierte Sanders

eine Struktur, der zufolge der Eingang in das Heil durch Erwählung begründet ist und der Verbleib im Heil ein bestimmtes Verhalten, d. h. ‚Werke‘, voraussetzt. Die Erwählung ist somit grundlegender als die Werke, außerdem sei die Gebotserfüllung im antiken Judentum nicht perfektionistisch verstanden worden, sondern vielmehr seien für jedes Vergehen auch Sühne und Vergebung möglich. So erscheint das gesamte Judentum zwischen Ben Sira und der Mischna ebenso wie das paulinische Denken als ‚Religion der Gnade“ (S. XVI).

Wenn also die Gnadenlehre des Paulus der des rabbinischen Judentums sehr weitgehend entspricht, muss zurückgefragt werden, weshalb Paulus das Judentum so scharf kritisiert hat. „Warum wendet sich Paulus so gegen die ‚Werke des Gesetzes‘, wenn diese für das Heil ohnehin nie konstitutiv waren?“ (S. XVI). Sollten die Gesetzeswerke wie Beschneidung oder Reinheits- und Speisegebote nur als Abgrenzungsbestimmungen (engl. ‚boundary markers‘) verstanden werden? Kritisierte Paulus vornehmlich das nationalistische Erwählungsbewusstsein der Juden, das Menschen aus anderen Völkern weiterhin vom Heil ausschloss? Oder hatte Paulus das Judentum schlichtweg missverstanden?

Im Horizont solcher Probleme erforschte Avemarie die Soteriologie der frühen Rabbinen. Seine Monographie „ist methodologisch und sachlich eine der

bedeutendsten Arbeiten, die in deutscher Sprache zum antiken Judentum geschrieben wurden“ (S. XVII). Anders als Sanders bricht er Einzelaussagen nicht aus ihrem literarischen Kontext heraus, sondern nimmt sie in ihrem Umfeld wahr, auch dann, wenn sich Einzelaussagen nicht harmonisieren lassen. So gelang Avemarie der Nachweis, dass es im frühen Judentum keine verbindliche Soteriologie gab, sondern bei den Rabbinen unterschiedliche und sogar sich widersprechende Vorstellungen über Erwählung, Gesetz, Bund oder Gnade zu finden sind. „Neben der Forderung, alle Gebote zu halten, steht die realistische Einschätzung, dass die Israeliten dies eben nicht praktizierten und ständig der Sühne bedürftig. Und sogleich besteht die Überzeugung unhinterfragt, dass jeder Mensch die Gebote Gottes erfüllen kann“ (XVIII). Frey schreibt:

„In einem zusammenfassenden Aufsatz zur ‚optionalen Struktur der rabbinischen Soteriologie‘ hat Friedrich Avemarie die Erträge seiner Dissertation selbst knapp resümiert: Was entscheidet für die Rabbinen über das Leben, die Zugehörigkeit zur kommenden Welt? Weder das ‚Vergeltungsprinzip‘, dass die Werke eines Menschen über sein Heil entscheiden (so Weber und Billerbeck), noch das ‚Erwählungsprinzip‘, dass allein die Zugehörigkeit zum erwählten Volk entscheide (so Moore und Sanders), lässt sich verabsolutieren. ‚Beide Denkmuster

lassen sich in der rabbinischen Literatur reichlich belegen‘, die Überordnung der einen These über die andere ist unangemessen. Den theologischen Systematisierungsversuchen entgegen steht die große Fähigkeit der Rabbinen, divergente, ja widersprechende Ansichten im Diskurs zu integrieren und gleichsam ‚aspektiv‘ einander zuzuordnen. Nicht eine Position ist allein ‚richtig‘, andererseits ist auch nicht alles ‚gleich gültig‘ oder beliebig, sondern innerhalb bestimmter Grenzen kann beides gesagt werden. So kann der Heilsverlust von Israeliten (durch Sünde) ebenso ausgesagt werden wie der Heilsgewinn von Heiden (durch Erwählung) – was weder dem Modell von Weber und Billerbeck noch dem von Moore und Sanders entspricht“ (S. XIX).

Die Untersuchung bestätigt damit einerseits die Einsicht der NPP, dass der Apostel Paulus sehr grundlegend vom Denken seiner jüdischen Herkunft geprägt war. Zugleich ist die Annahme eines normativen palästinensischen Judentums vor oder nach dem Jahr 70 unhaltbar. Paulus stand keinem monolithischen Judentum, sondern unterschiedlichen jüdischen Traditionen gegenüber (vgl. S. XX). Noch einmal Frey:

„Die vereinfachende Sicht des zeitgenössischen Judentums unter dem Begriff ‚Common Judaism‘ (Sanders), die im Grunde das ältere Modell eines normativen Judentums unter anderen Vorzei-

chen fortsetzt, erfasst schon die Diversität der rabbinischen Aussagen nicht hinreichend, und noch viel weniger die tiefgreifenden Differenzen zwischen den Religionsparteien zur Zeit des Zweiten Tempels, zwischen Sadduzäern und Pharisäern oder gar zwischen diesen und der sich selbst exklusiv im ‚Bund‘ Gottes verstehenden Qumrangemeinde. Nur im Prisma einer simplifizierenden Religionsstruktur kann als gleichartig erscheinen, was im Detail zutiefst strittig ist. Dass die Charakterisierung auch des rabbinischen Judentums unter der einseitigen Priorisierung der Erwählung bzw. der Gnade (wie z. B. bei Sanders) so nicht zutrifft und daneben das Vergeltungsparadigma und der Gedanke von Verdienst und Lohn durchaus vorkommen, hat Friedrich Avemarie deutlich gezeigt. Paulus trifft also, wenn er solches an einigen seiner jüdischen Zeitgenossen kritisiert, nicht ein Zerrbild, sondern einen Aspekt, der zumindest bei einigen dieser Zeitgenossen und auch bei anderen judaisierenden Jesunachfolgern durchaus vorgekommen sein dürfte, ebenso wie bei den späteren Rabbinen“ (S. XXI).

Jörg Frey erörtert des Weiteren ausführlich Avemaries Habilitationsschrift zu den Täuferzählungen der Apostelgeschichte und der Geschichte des frühen Christentums, die wie seine Dissertation als Monographie erschienen ist (Täuferzählungen der Apostelgeschichte: Theologie und Geschichte. Tübingen.



WUNDT 139, Tübingen 2002). Avemarie distanzierte sich zwar verhalten von den konservativen Thesen seines Lehrers Hengel zur Vertrauenswürdigkeit der Apostelgeschichte, wendet sich aber gegen die Tendenz, sie „als eine weithin fiktive oder romanhafte Gründungserzählung zu lesen“ (S. XXV). Auf andere Forschungsthemen Avemaries weist Frey kurz hin, in erster Linie Themen der rabbinischen Literatur, aber auch Ausarbeitungen zur Theologie des Paulus oder zur Jesusüberlieferung. Die wichtigsten Aufsätze sind im Sammelband enthalten.

Abschließend möchte ich noch kurz auf die zwei programmatischen Beiträge eingehen, die den Einzeluntersuchungen vorangestellt sind. In „Das antike Judentum als wachsende Herausforderung für die neutestamentliche Wissenschaft“ (S. 3–24) verteidigt Avemarie die notwendige Wahrnehmung jüdischer Quellen innerhalb der neutestamentlichen Exegese.

„Das Judentum ist mit seinen Begriffen, Vorstellungen und Traditionen im Neuen Testament durchgehend gegenwärtig, und historisch ist es für das nachösterliche Christentum auf Generationen hin die wichtigste externe Bezugsgröße. Dabei ist noch die Frage, inwieweit von ‚extern‘ überhaupt die Rede sein kann: Das Neue Testament spricht zwar vom Judentum, von jüdischen Dingen, Personen und Gruppen meist in einer Weise, die erkennen lässt, dass sich die Autoren selbst nicht zur jüdischen Seite rechnen. Gleichwohl waren diese Autoren maßgeblich von jüdischer Kultur geprägt, ja teilweise nach Geburt und Erziehung selber Juden, und waren das nachösterliche Christentum und erst recht die vorösterliche Jesus-Bewegung historisch nichts anderes als Teilentwicklungen innerhalb des vielgestaltigen Phänomens der antik-jüdischen Religionsgeschichte“ (S. 3).

Tatsächlich kann die Erforschung des antiken Judentums „zu einem höchst fruchtbaren Stimulans“ (S. 18) für die

neutestamentliche Diskussion sein. Avemarie demonstriert an einigen Beispielen, wie hilfreich die Berücksichtigung rabbinischer Deutungen bei der Bibelauslegung ist. Dennoch muss die Verarbeitung des historischen Kontextes nicht zu einer expliziten oder impliziten Absage an das „Allein die Schrift“-Prinzip führen. Ein guter Exeget wird nicht nur die „syntaktischen und semantischen Binnenrelationen“ im Alten und Neuen Testament studieren, aber eben doch dem Kanon das abschließende Urteil überlassen. Die Schrift legt sich selbst aus. Lassen wir zu, dass bestimmte Sichtweisen des rabbinischen Judentums Bibelauslegungen erzwingen, begeben wir uns in zwiespältige Abhängigkeiten. „Jüdisches Denken“ kann hypothetische Verstehensvoraussetzung für das Interpretieren biblischer Texte sein, nicht aber unhinterfragbar. So, wie wir heute davon ausgehen, dass das Kommentarwerk Billerbecks ein zu einheitliches Bild des antiken Judentums zeichnete, kann schon bald die heute maßgebliche Rabbineninterpretation (welche auch immer das ist) fragwürdig sein. Unser Bild des Judentums bleibt notwendig Fragment. Deshalb sollten wir uns nicht dazu hinreißen lassen, neutestamentliche Texte unter Berufung auf rabbinische zu revidieren. Behauptungssätze wie, „die Pharisäerpolemik von Mt 23, die Beschimpfung der Juden als

Teufelskinder in Joh 8,44 oder gar die schaurige Selbstverwünschung ‚Sein Blut komme über uns und unsere Kinder‘ in Mt 27,25 wird sich heute kein ernstzunehmender christlicher Theologe mehr zu eigen machen wollen“ (S. 19) erinnern an das „Erledigt!“ eines deutschen Theologen, dem heute in der Frage des modernen Weltbildes kaum noch jemand glauben schenkt.

Der Vortrag „Historisches Arbeiten in der Exegese“ (S. 25–39), der zuerst in der Zeitschrift *Theologische Beiträge* 40/5 (2009) erschienen ist, wirbt für den historisch-kritischen Umgang mit biblischen Texten und will zugleich Grenzen dieser Methode aufzeigen. Das ist ein so großes Thema, dass ich hier darauf nicht weiter eingehen möchte. Ich belass es bei dem (nicht ganz ernst gemeinten) Hinweis, dass es keiner historisch-kritischen Bibelauslegung bedarf, um die Bücher von Dan Brown als Phantasiewerk einzustufen (vgl. S. 38–39).

Zum Buch gehören vier bisher nicht veröffentlichte Vorträge aus den Jahren 2007 bis 2011. Neben einer Gesamtbibliographie enthält es alle nützlichen Register. Der Leser wird von Avemaries weitem Horizont und seiner Beobachtungsgabe sehr profitieren. Ein empfehlenswerter Band.

Ron Kubsch

Justification reconsidered

Stephen Westerholm

Stephen Westerholm. Justification reconsidered. Grand Rapids: Michigan, Eerdmans. 2013. 104 S. ISBN: 978-0802869616. ca. 12 Euro.

Als Stephen Westerholm in den späten 70er Jahren für ein schwedisches Journal E. P. Sanders Werk *Paul and Palestinian Judaism* (1977) besprach, bemerkte er sofort, dass dieses Buch Zerrbilder des Judentums ausräumen und die Paulusforschung umstülpen wird. Tatsächlich formierte sich unter dem Eindruck von Sanders insbesondere im angelsächsischen Raum eine intensive Diskussion über die Theologie des Apostels. Dieser Wandel in der Paulusexegese, der heute unter dem Leitbegriff „The New Perspective“ zusammengefasst wird,¹ ist von namhaften Gelehrten wie William Wrede (1859–1906), Albert Schweitzer (1875–1965) oder Hans-Joachim Schoeps (1909–1980) vorbereitet worden.

Aber erst durch Krister Stendal, E. P. Sanders, James Dunn, Heikki Räisänen, Michael Bachmann oder auch N. T. Wright hat die neue Sichtweise so viel Fahrt aufgenommen, dass man nicht mehr an ihr vorbei kommt.

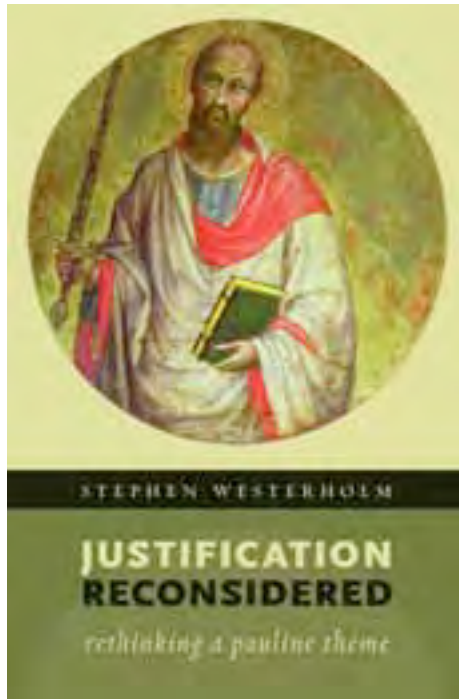
Womit löste E. P. Sanders das Erdbeben aus? Er widerlegte nach eingehender Sichtung der rabbinischen Literatur die insbesondere seit Ferdinand Weber oder Paul Billerbeck gefestigte Auffassung, das Judentum sei eine Religion der Werkgerechtigkeit gewesen. Kennzeichnend für die Rabbinen ist – so Sanders – nicht das Leistungsdenken, sondern die Struktur des „Bundesnomismus“. Die Erfüllung des Gesetzes darf nicht als eine menschliche Vorleistung für den Eintritt in den Bund Gottes verstanden werden („getting in“), sondern lediglich als eine Bedingung für das Bleiben im Bund („staying in“). Der Mensch, so Sanders über die jüdische Soteriologie,

gelangt zum Heil durch Gottes Gnade (die sich in der Erwählung zeigt) und verbleibt im Heil durch die Werke (bzw. Reue und Inanspruchnahme von Sühnemitteln nach dem Sündigen).

Unter diesen Voraussetzungen erhalte die Rechtfertigungslehre eine andere Bestimmung als in der reformatorischen Theologie. Paulus habe mit ihr nicht die jüdische Heilslehre, sondern den jüdischen Nationalismus angegriffen („Wir, und zwar nur wir, sind das auserwählte Volk.“). Er plädiert für eine „Ausweitung des Bundes auf die nichtjüdischen Nationen, dies aber gemäß dessen ursprünglicher und in der Tora selbst niedergelegten Intention“.² Die paulinische Rechtfertigungstheologie zielt demzufolge nicht auf das Heil des Einzelnen ab, sondern ist vielmehr ethnisch ausgerichtet. N. T. Wright, der diese Neuinterpretation aufgreift, beschreibt ihr Anliegen beispielsweise so:

„Bei der ‚Rechtfertigung‘ ging es im 1. Jahrhundert nicht darum, wie man eine Beziehung zu Gott aufbauen kann. Es ging um Gottes eschatologische gegenwärtige und zukünftige Definition derjenigen, die tatsächlich zu seinem Volk gehörten. In der Begrifflichkeit von Sanders: Es ging nicht so sehr um das ‚Hineingelangen‘ (*getting in*), auch nicht um das ‚Darinverbleiben‘ (*staying in*), sondern vielmehr darum, ‚wie man unterscheiden konnte, wer drin war‘. In der üblichen Theologensprache: Es ging nicht so sehr um Soteriologie, sondern um Ekklesiologie; nicht so sehr um Erlösung, sondern um die Kirche.“³

Die NPP hat Westerholm seit seiner „Begegnung“ mit Sanders nicht mehr losgelassen. Frühzeitig erkannte der Kanadier den Stellenwert des „Paradigmenwechsels“, hat sich gründlich in das Themengebiet eingearbeitet und mit einigen Büchern und Aufsätzen substan-



tiell zur Kontroverse beigetragen.⁴ Sein bisher umfangreichstes Buch, *Perspectives Old and New On Paul* aus dem Jahr 2004, gilt der Fachwelt als wichtiges Referenzwerk. Westerholms jüngster Band *Justification Reconsidered* fasst nun den Ertrag seiner bisherigen Arbeiten zur Rechtfertigungslehre zusammen. Es enthält Teile seines großen Buches sowie zwei bereits veröffentlichte Aufsätze.

Er beginnt seine Ausführungen mit der Kritik an einer prominenten These des schwedischen Exegeten Krister Stendahl (S. 1–22). Dieser behauptete

1963 in seinem Aufsatz „The Apostle Paul and the Introspective Conscience of the West“, dass unser Paulusverständnis zu Unrecht von der Rechtfertigungslehre vereinnahmt worden ist. „Einige Christen meinen“ – so Stendahl – „die Lehre von der Rechtfertigung aus Glauben sei die Antwort auf die Frage des geplagten Gewissens: Wie kann ich der Gnade Gottes gewiss sein? Antwort: durch Glauben. Aber das war nicht Paulus’ Gedanke. Paulus hatte in diesem Sinn nie ein Problem mit dem Gewissen. Er wusste, dass er gemäß dem Gesetz vollkommen war“.⁵ Der paulinische Begriff von „der Rechtfertigung aus Glauben war keine Antwort auf die Frage, wie bekomme ich einen gnädigen Gott“.⁶ Hauptthema des Apostels sei die Hereinnahme der Heiden in die Heilsgeschichte, nicht die Rettung des Einzelnen. Sein Verdienst sei der Gedanke, Heiden können Vollmitglieder der Gottesgemeinde werden, ohne dabei an die mosaischen Gesetzesbestimmungen gebunden zu sein.

Westerholm fragt nun, ob diese Interpretation dem paulinischen Befund näher kommt als die der „Alten Perspektive“. Bei seinen Erörterungen kommt eine Stärke der „Kurzfassung“ besonders zum Tragen: Der Autor verliert sich nicht in den Details der ausgedehnten Debatte, sondern befragt Bibeltexte. Er will wissen: Geht es Paulus um Missionstheologie und Ekklesiologie oder

geht es ihm um die Frage, die Luther später so zuspitzte: Wie bekomme ich einen gnädigen Gott? (vgl. S. 5).

Westerholm konsultiert den Ersten Thessalonicherbrief und die Korintherbriefe und landet schließlich beim Galater- und Römerbrief (knapp auch bei dem Philipperbrief). Das Ergebnis ist für Westerholm unstrittig: „Erlösung“ meint im Thessalonicherbrief die Rettung vor dem Zorn Gottes und dem Gericht; es meint genau das ebenfalls im Korintherbrief“ (S. 7). Die grundsätzliche Stoßrichtung von Paulus’ Mission ist es, Sünder von dem verdienten Gericht zu retten. „Wenn Paulus über die Rechtfertigung des Sünders spricht, ob im Galaterbrief oder in anderen Briefen, spricht er darüber, wie Sünder als gerecht erfunden werden können“ (S. 15). „Paulus’ Botschaft der Rechtfertigung adressiert nicht nur die Not einiger Heiden, sondern die Not aller Menschen – die von Juden wie Petrus und Paulus nicht weniger als die der Heiden in Galatien – da nämlich alle Sünder sind“ (S. 15).

Im zweiten Kapitel (S. 23–34) befasst sich Westerholm mit der Auffassung, Rechtfertigung aus Glauben sei bei den Juden vor und nach Jesus eine Selbstverständlichkeit gewesen. „An dem Punkt, bei dem viele den entscheidenden Kontrast zwischen Paulus und dem Judentum gefunden haben – nämlich bei dem von Gnade und Werke“, schreibt Sanders

1977, „befindet sich Paulus in Übereinstimmung mit dem palästinensischen Judentum ... Errettung geschieht durch Gnade, aber das Gericht erfolgt gemäß der Werke; Werke sind die Bedingung dafür, „drin“ [also im Bund, R. K.] zu bleiben, bringen jedoch keine Errettung“.⁷

Wieder fragt Westerholm, ob das behauptete symbiotische Verhältnis von Gnade und Werken bei Paulus wirklich vorliegt. Er arbeitet die These hauptsächlich am Römerbrief ab. Was meint der Apostel, wenn er beispielsweise in Röm 11,6 schreibt: „Wenn aber durch Gnade, dann nicht mehr aufgrund eigenen Tuns, da die Gnade sonst nicht mehr Gnade wäre“? Sanders – so Westerholm – hat zurecht auf die bedeutsame Stellung der Gnade im Alten Testament verwiesen. Doch während Sanders davon ausgeht, dass der Mensch grundsätzlich fähig ist, zu tun, was Gott verlangt, spricht Paulus dem Menschen diese Fähigkeit gerade ab. Die Werke eines Menschen können also das Bleiben im Bund nicht sichern. Die Lage des Menschen wird bei Paulus verzweifelter beschrieben, als die Rabbinen sich das vorstellen konnten (vgl. S. 32–33).

Im dritten Kapitel wird das Thema „Sündhaftigkeit“ vertieft. Westerholm wählt als Einstieg Heikki Räisänen’s Beteuerung der Widersprüchlichkeit bei Paulus. Laut Räisänen lehrt uns die

paulinische Anthropologie, dass der Mensch das Gute wählen und ebenso nicht wählen kann (vgl. S. 37). Westerholm widerspricht und glaubt, dass Augustinus, Luther und Calvin der Gnadenlehre des Paulus näher kommen als die Vertreter der NPP. Obwohl unter unerlösten Menschen gute Werke zu finden sind, fehlt der Glaube. Kurz: Das Eigentliche, die Liebe zu Gott, ist nur dort zu finden, wo Gott dies selbst durch seinen Geist schenkt.

Schwerpunkt des vierten Kapitels ist die Rechtfertigungslehre von N. T. Wright (S. 51–74). Für Wright müssen die Begriffe „Gerechtigkeit“ und „Rechtfertigung“ bundestheologisch verstanden werden.⁸ Er unterstreicht seine Auffassung durch den Verweis auf die Gerichtssprache, der Paulus die Schlüsselbegriffe entnommen habe. „Gerechtigkeit, *dikaioσynē*, ist der Status der Bundesmitglieder. Der Unterton stammt selbstverständlich von der Position her, die einem Angeklagten zukommt, nachdem das Gericht ihn oder sie freigesprochen hat.⁹ Ein Gerechtfertigter ist also jemand, der von einem Gericht durch einen Sprechakt für unschuldig erklärt wird, unabhängig von seiner tatsächlichen moralischen Qualität.¹⁰ Die Vorstellung, man brauche eine fremde moralische Gerechtigkeit (denken wir beispielsweise an Luthers „fröhlichen Wechsel“), um vor Gott bestehen zu können,

entstammt nach Wright nicht der Bibel, sondern den Kategorien der scholastischen Theologie.¹¹

Westerholm erkennt an, dass Wright insgesamt einen eindrucksvollen Gesamtentwurf geliefert hat, in dem alle Paulustexte ihren Platz finden (vgl. 59). Allerdings ist Wrights Interpretation der Gerechtigkeit auf dem Hintergrund des alttestamentlichen und paulinischen Gebrauchs unhaltbar. Wenn das Alte Testament von „Gerechtigkeit“ spricht, kann schwerlich die Mitgliedschaft im Bund Gottes gemeint sein. So wird beispielsweise Noah für gerecht erklärt, bevor die Bibel überhaupt von einem Bund spricht (vgl. 1Mose 6,9). „Gerechtigkeit“ meint nicht und kann naturgemäß nicht die Mitgliedschaft in einem Bund bezeichnen. Genauso meint sie nicht und kann naturgemäß nicht den Status bezeichnen, der durch eine Gerichtsentscheidung herbeigeführt wird“ (S. 63). Bundestreue kann durchaus Ausdruck von Gerechtigkeit sein, sollte aber nicht mit ihr selbst verwechselt werden (vgl. S. 71). „Die Betonung Wrights auf Christus als die Erfüllung göttlicher Verheißungen, die Abraham und seinen Nachkommen gegeben wurden, steht ganz in der Linie von Paulus' Lehre (Röm 15,8). Aber wir können sogar noch weitergehen. Heutzutage sollten christliche Gelehrte so frei sein, in dem, was Paulus über die Rechtfertigung lehrte, einen Grund

zu finden, warum niemand aufgrund seiner Ethnie, seiner Klasse, seines Geschlechtes oder einer anderen Eigenschaft vor Gott bestehen kann. Paulus' Sicht ist letzten Endes, dass menschliche Wesen jeglicher Couleur schuldhaft vor Gott sind und dass Gott jeden für gerecht erklärt, der glaubt. Das Ergebnis unserer Diskussion ist allerdings, dass Paulus mit seiner Rechtfertigungslehre das vertreten hat, was dann auch Augustinus, Luther und andere vertreten haben: Nur durch den Glauben an Jesus Christus können Sünder vor Gott gerechtfertigt werden“ (S. 73–74).

So hilfreich ich die Ausführungen Westerholms in diesem Kapitel finde, ich hätte mir eine etwas gründlichere Erörterung über das Verhältnis von forensischer und effektiver Rechtfertigung gewünscht.

Das fünfte Kapitel (S. 75–85) ist dem Syntagma „Werke des Gesetzes“ (griech. ἔργα νόμου [*erga nomou*]) gewidmet. Luther war es ein Herzensanliegen, die Glaubensgerechtigkeit vor jeglicher Vermischung mit den Werken zu schützen. Obwohl überzeugt, dass wahrhaftiger Glaube selbstverständlich Frucht und damit auch Werke hervorbringt,¹² sollten die guten Taten nie als Grund für die Rechtfertigung erscheinen, da allein der Glaube an Jesus Christus rettet. Doch gerade an diesem Punkt fordern die Vertreter der NPP die „Entlutherisierung“ der Glaubensgerechtigkeit. Luther, so

der Vorwurf, habe seine eigene Gewissensnot auf den Befund projiziert, also nicht Exegese, sondern Eisegeese betrieben. E. P. Sanders formuliert zum Beispiel ähnlich wie Krister Stendahl:

„Luther war von der Tatsache überwältigt, daß er, wiewohl Christ, sich gleichwohl als ‚Sünder‘ empfand: Er litt unter Schuld. Paulus dagegen litt nicht unter einem Gewissen, das sich schuldig fühlte. Vor seiner Bekehrung zum Apostel Christi war er, wie wir sahen, ‚untadelig‘ hinsichtlich der ‚Gerechtigkeit, die das Gesetz fordert‘ (Phil. 3,6). Als Apostel konnte er sich nicht vorstellen, daß beim jüngsten Gericht irgend etwas gegen ihn vorgebracht werden könnte, obgleich er die Möglichkeit offenließ, daß Gott einen Tadel an ihm finden würde (1. Kor. 4,4). Luther, von Schuld gepeinigt, interpretierte die paulinischen Stellen über ‚Gerechtigkeit aus dem Glauben‘ so, als würde Gott einen Christen für gerecht erachten, selbst wenn er oder sie ein Sünder ist. Luther verstand ‚Gerechtigkeit‘ juristisch, als eine Unschuldserklärung, doch auch als fiktiven Status, der Christen ‚durch bloße Zurechnung‘ zugeschrieben wird, weil Gott gnädig ist ... Luthers Betonung des fiktiven, bloß zugerechneten Charakters der Gerechtigkeit ist, wiewohl oft als inkorrekte Interpretation des Paulus erwiesen, einflußreich geworden, weil sie einem weitverbreiteten Gefühl der Sündhaftigkeit entspricht und mit ihrem individualis-

*tischen und introspektiven Akzent ein wesentliches Element des abendländischen Persönlichkeitsbegriffs bildet. Luther suchte und fand Entlastung von Schuld. Doch seine Probleme waren nicht die paulinischen, und wir interpretieren Paulus falsch, wenn wir ihn mit Luthers Augen sehen.*⁴³

Um was ging es Paulus dann, wenn er von den „Werken des Gesetzes“ spricht? Die Exegeten, die der NPP nahe stehen, können sich nicht auf eine positive Bestimmung einigen. Unstreitig ist aber für sie, dass Paulus mit den Gesetzeswerken nicht das bezeichnet, was in der Auslegungsgeschichte so lange angenommen worden ist, nämlich „gute Werke“.¹⁴ Es gehe im Kern darum, die Rolle der jüdischen Gesetzesbestimmungen (auch *Halakhot* genannt) im Blick auf das Verhältnis von Juden- und Heidenchristen zu klären. James Dunn meint beispielsweise, dass Paulus, wenn er von Gesetzeswerken spricht, an Abgrenzungsbestimmungen (engl. ‚boundary markers‘) denkt, die die Juden von den Heiden trennen. Es war einer von James Dunns großen Durchbrüchen in der Entwicklung der „Neuen Perspektive“ – schreibt N. T. Wright –, als er erkannte, dass die „Werke des Gesetzes“, vor denen Paulus warnte, „nicht gute moralische Taten waren, um Rechtfertigung (oder Erlösung) zu empfangen, sondern konkrete Gebote und Bestimmungen, welche Juden und

Heiden voneinander trennten“.¹⁵ Im Galaterbrief trennt das vor allem die Frage der Beschneidung. Paulus ging es folglich nicht um eine Abhandlung zur Soteriologie, sondern um das Niederreißen von kultischen und nationalen Grenzzäunen (also ein Thema, das eher in die Ekklesiologie gehört). Er wollte klarstellen, dass der Christusglaube alle Jünger zusammenbringt, und somit die Beschneidungspraxis oder kultische Speisevorschriften die Gemeinschaft nicht weiter beeinträchtigen dürfen.

Westerholm stimmt dahin gehend zu, dass im Galaterbrief die Stellung der Werke entlang der Beschneidungsthematik diskutiert wird. Aber das, worauf Paulus letztlich abzielt, wenn er von den Gesetzeswerken spricht, kommt Luthers guten Werken näher als den Grenzmarkierungen Dunns. „Im Römerbrief wie im Galaterbrief gebraucht Paulus die ‚Werke des Gesetzes‘ (Röm 3,20a.28) austauschbar mit dem ‚Gesetz‘ (3,20b.21), um von dem Weg zur Gerechtigkeit zu sprechen, den er ablehnt und er zeigt weiter (wie im Galaterbrief), weshalb das Gesetz als solches nicht zum Segen Gottes führen kann“ (S.79). Paulus beantwortet also nicht die Frage, ob Heidenchristen ohne Gesetzesobervanz Tischgemeinschaft mit den Judenchristen haben können, sondern zeigt, dass das Gesetz als Weg zur Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, nicht taugt.

Vor dem letzten Kapitel, das die Ergebnisse der Untersuchung zusammenfasst, geht Westerholm noch kurz auf die apokalyptische Lesart des Neuseeländers Douglas Campbell ein (S.87–94). In seinem 1200 Seiten umfassenden Werk *Deliverance of God*¹⁶ nimmt Campbell die traditionelle Rechtfertigungslehre, von ihm lieber als „Rechtfertigungstheorie“ bezeichnet, ins Visier. Für Campbell sind in ihr biblische Schlüsselbegriffe auf verhängnisvolle Weise fehlinterpretiert worden. Besonders die reformatorische Rechtfertigungslehre sei rationalistisch und individualistisch verengt und fördere mit ihren juristischen Kategorien Formen eines christlichen Faschismus. Campbell bemüht diesen Begriff nicht nur im allegorischen Sinn, sondern lässt die Anfrage gelten, ob nicht Auschwitz auch die Frucht einer reformatorisch interpretierten Glaubensrechtfertigung sein könne.¹⁷

Bezug nehmend auf Einsichten der NPP, bemüht sich Campbell um eine rhetorisch-apokalyptische Neuinterpretation insbesondere des Römerbriefes.¹⁸ Sein Gegenentwurf hebt hervor, dass Rechtfertigung ein von Gott gewirktes völlig bedingungsloses Befreiungshandeln ist. Die so präsentierte Soteriologie kommt – wenig überraschend – dann auch ohne stellvertretende Sühne aus.

Westerholm sieht ähnlich wie der Exeget Douglas Moo¹⁹ bei Campbells Ansatz eine ferne Verwandtschaft mit dem Mar-

kionismus (S.90). Markion (ca. 85–160 n. Chr.) lehrte, dass wir zwischen dem höchsten und guten Gott einerseits und dem gerechten Gott des Alten Testaments andererseits zu wählen sei. Der menschenfreundliche Christus wird von ihm gegen den heiligen und gerechten Gesetzgeber und Demiurgen des jüdischen Volkes ausgespielt. Campbells Ethik orientiert sich aus Westerholms Sicht nicht an der absoluten Gutheit Gottes, sondern vielmehr am real existierenden Christentum. Zwar lassen sich so die Ansprüche herunterschrauben, es wird aber verkannt, dass das Moralgesetz Ausdruck und Gabe Gottes ist und zum Wohl der Menschen Gutes und Böses benennt. „Ein Gott, der die Entstellung der guten Schöpfungsordnung einfach ignorierte, wäre weder gut noch gerecht“ (S.91). Gott ist aber, wie schon Irenäus gegen Markion notierte, beides, gut und gerecht (vgl. S.90–91).

Das Buch von Stephen Westerholm habe ich mit großem Gewinn gelesen und kann es Anhängern wie Gegnern der Alten Paulusperspektive sowie Unentschiedenen ans Herz legen. Für Experten, die sich bereits in die Debatte vertieft haben, wird es wenig Neues bringen. Allerdings haben sich – so jedenfalls mein Erfahrungswert – nur wenige Christen eingehend mit der Alten Perspektive beschäftigt. Der Kreis jener, die mit den Neuen Perspektiven vertraut sind, dürfte so ins-

besondere in Deutschland überschaubar sein. Die Auswirkungen der Verschiebung sind allerdings allgegenwärtig. Es lässt sich, überzogen aber nicht entstellend, auf folgende „Formel“ bringen. So, wie aus der Sicht der NPP die „Hauptsünde“ des jüdischen Volkes nicht die fehlende Liebe zu Gott, sondern die fehlende Wertschätzung der Schöpfung und der heidnischen Völker gewesen ist, erscheint heute die dürftig Weltgestaltung unter der Herrschaft des Königs Jesus als „Hauptsünde“ der Kirche. Dabei muss es – wie das Westerholm zeigt – diesen Dualismus gar nicht geben. Kirche, als mit Gott durch Jesus Christus versöhnte Gemeinschaft der Heiligen, lässt sich sehr wohl in die Weltverantwortung rufen. Sie weiß aber darum, dass es ihr wichtigster Auftrag ist, an Christi statt zur Versöhnung mit Gott aufzurufen (2Kor 5,20) und alle Völker zu Jüngern zu machen (Mt 18,20).

Schließen will ich mit einem Zitat von Simon Gathercole, der unter James Dunn seine Dissertation geschrieben hat und heute als Neutestamentler an der Universität in Cambridge lehrt. Er empfiehlt das Buch mit folgenden Worten:

„Das Lesen von Stephen Westerholms Skizze der paulinischen Rechtfertigungslehre ist eine Pflicht und eine Freude. Dieser Band führt Studenten klar und elegant in das Thema ein. Und er wirft den Vertretern der Neuen Perspektive die Fehdehandschuhe vor. Wie werden sie antworten?“

Anmerkungen

¹Der Begriff geht auf den Aufsatz „The New Perspective on Paul“. BJRL 65. (1983). S. 95–122, von J. Dunn zurück.

²C. Strecker. „Paulus aus einer ‚neuen Perspektive‘“. KuI 11. (1996). S. 3–18, hier S. 13.

³N. T. Wright. Worum es Paulus wirklich ging. 2010. S. 148. Im Original: N. T. Wright. What St. Paul Really Said. S. 119. Bei seinem ETS-Vortrag im Jahr 2010 sagte Wright: „I had already reached a point in my own research, before I read Sanders, where I had begun to read Rom 10:3 very differently from the traditional reading, indicating that Paul’s critique of his fellow Jews was not that they were legalists trying to earn merit but that they were nationalists trying to keep God’s blessing for themselves instead of being the conduit for that blessing to flow to the Gentiles. “Seeking to establish their own righteousness,” I came to believe, meant that they were seeking to maintain a status of covenant membership for themselves and themselves only.“ Abgedruckt in: N. T. Wright. „Justification: Yesterday, Today, and Forever“. JETS 54.1, 3/2011. S. 49–63, hier: S. 53–54.

⁴Siehe: S. Westerholm. Israel’s Law and The Church’s Raith: Paul and His Recent Interpreters. 1988; S. Westerholm. Preface to The Study of Paul. Grand Rapids. 1999 u. S. Westerholm. Understanding Paul: The Early Christian Worldview of The Letter To The Romans. 2004.

⁵K. Stendahl. Das Vermächtnis des Paulus. 2004. S. 37.

⁶K. Stendahl. Das Vermächtnis des Paulus. 2004. S. 37.

⁷E. P. Sanders. Paul and Palestinian Judaism. 1977. S. 543.

⁸Wobei zu beachten ist, dass Wright den Begriff „Bund“ inhaltlich anders besetzt als die reformatorische Föderaltheologie dies tat: „Es handelt sich um Bundessprache – nicht in dem Sinn von „Bund“, der durch einige Diskussionen des 16. und 17. Jahrhundert berühmt wurde, son-

dern im jüdischen Sinne des 1. Jahrhunderts.“ In: N. T. Wright. Worum es Paulus wirklich ging. 2010. S. 146.

⁹N. T. Wright. Justification. 2009. S. 113.

¹⁰Dass sich Wright deutlich von der reformatorischen Soteriologie abgrenzt, wird auch an folgendem Zitat deutlich: „Ich muss noch einmal betonen, dass die Lehre von der Rechtfertigung aus Glauben nicht das ist, was Paulus mit ‚Evangelium‘ meinte. Diese Lehre ist im Evangelium *inbegriffen*; wenn das Evangelium verkündigt wird, kommen Menschen zum Glauben und werden daher von Gott als Mitglieder seines Volkes angesehen. Aber ‚das Evangelium‘ ist keine Darstellung des Weges, auf dem Menschen gerettet werden. Das Evangelium, so sahen wir in früheren Kapiteln, ist die Verkündigung des Herrseins Jesu Christi.“ Aus: N. T. Wright. Worum es Paulus wirklich ging. 2010. S. 167.

¹¹Wright schreibt: „To think otherwise – to insist that one needs ‚righteousness,‘ in the sense of ‚moral character or repute‘ or whatever, in order to stand unashamed before God, and that, lacking any of one’s own, one must find some from somewhere or someone else – shows that one is still thinking in medieval categories of iustitia rather than in biblical categories of lawcourt and covenant.“ In: N. T. Wright. „Justification: Yesterday, Today, and Forever“. JETS 54.1. 3/2011. S. 57.

¹²In seiner Vorrede zum Römerbrief schreibt Luther beispielsweise: „Aber Glaube ist ein göttliches Werk in uns, das uns wandelt und neu gebiert aus Gott und den alten Adam tötet, aus uns ganz andere Menschen in Herz, Gemüt, Sinn und allen Kräften macht und den heiligen Geist mit sich bringt. O[.] es ist ein lebendig, geschäftig, tätig, mächtig Ding um den Glauben, daß es unmöglich ist, daß er nicht ohn Unterlaß Gutes wirken sollte. Er fragt auch nicht, ob gute Werke zu tun sind, sondern ehe man fragt, hat er sie getan, und er ist immer im Tun. Wer aber nicht solche Werk tut, der ist ein glaubloser Mensch, tappt und sieht um sich nach dem Glauben und guten Werken und weiß weder was Glaube noch was gute Werke sind, wäscht und schwatzt doch viel Worte vom Glauben und von guten Werken.“ Zu finden unter:

URL: <http://www.reformatorischeschriften.de/Vorrede/roemer.html> [Stand: 08.05.2014].

¹³E. P. Sanders. Paulus. 1995. S. 63–65. Dass Sanders weder die Theologie des Paulus noch die von Luther in ihren Tiefenstrukturen verstanden hat, zeigt Wilfried Härle in: W. Härle. „Paulus und Luther: Ein kritischer Blick auf die ‚New Perspective‘“. ZThK, Bd. 103 (2006). S. 362–393.

¹⁴Michael Bachmann schreibt: „Unter Exegeten, welche die Neue Perspektive eher begrüßen, ist immerhin soviel recht klar: Das paulinische Syntagma meint nach ihnen nicht, wie es sehr oft begriffen worden ist, allgemein die ‚guten Werke‘ (und auch nicht: die ‚bösen Werke‘), sondern Anderes, Spezielleres: etwas, das irgendwie mit der ‚Grenze‘ zwischen Juden und Nicht-Juden zusammenhängt.“ In: M. Bachmann. „Was für Praktiken? Zur jüngsten Diskussion um die ἔργα νόμου“. NTS 55. S. 35–54, hier S. 36.

¹⁵N. T. Wright. Justification. 2009. S. 148.

¹⁶D. A. Campbell. The Deliverance of God. 2009.

¹⁷Douglas Campbell schreibt: „Since Auschwitz it has been incumbent on Christian interpreters to consider the possible consequences to their readings of Paul, and Justification faces a peculiar challenge at this point.“ In: D. A. Campbell. The Deliverance of God. 2009. S. 205.

¹⁸Er konzentriert sich auf die „Zitadelle“ der paulinischen Argumentation, Röm 1–4. Siehe: D. A. Campbell. The Deliverance of God. 2009. S. 469–760.

¹⁹Douglas J. Moo schreibt: „Moreover, his claim that there is “no retributive character to the God revealed to Paul by Christ” (p. 706; italics his) sets Campbell’s construal of “Paul’s God” off from the revelation of the OT God (see, e.g., Ps 62:12; Prov 24:12; Isa 59:18). Talk of “two different gods” in this context appears to me to leave Campbell’s construal open to the charge of incipient Marcionism.“ In: D. Moo. „The Deliverance of God: An Apocalyptic Rereading of Justification in Paul by Douglas A. Campbell“. JETS 53.1 (3/2010). S. 143–150, hier S. 150.

Ron Kubsch

Meditationen eines Christen: Über die Psalmen 1–51

Robert Spaemann

Robert Spaemann. Meditationen eines Christen: Über die Psalmen 1-51. Stuttgart: Klett-Cotta. 2014. ISBN: 978-3608948875. 409 S., 49,95 €

Der Band *Meditationen eines Christen* enthält besinnliche Auslegungen zu den ersten 51 Psalmen. Verfasst sind sie von Robert Spaemann. Spaemann, geboren 1927 in Berlin, zählt zu den wenigen christlichen Philosophen, die es in Deutschland noch gibt. Er besuchte, gemeinsam mit Odo Marquard, Günter Rohrmoser oder auch Ernst-Wolfgang Böckenförde Anfang der 50er-Jahre Seminare bei Joachim Ritter in Münster und promovierte unter ihm. Später habilitierte er sich in den Fächern Philosophie und Pädagogik und lehrte in Stuttgart, Heidelberg und seit 1972 in München Philosophie.

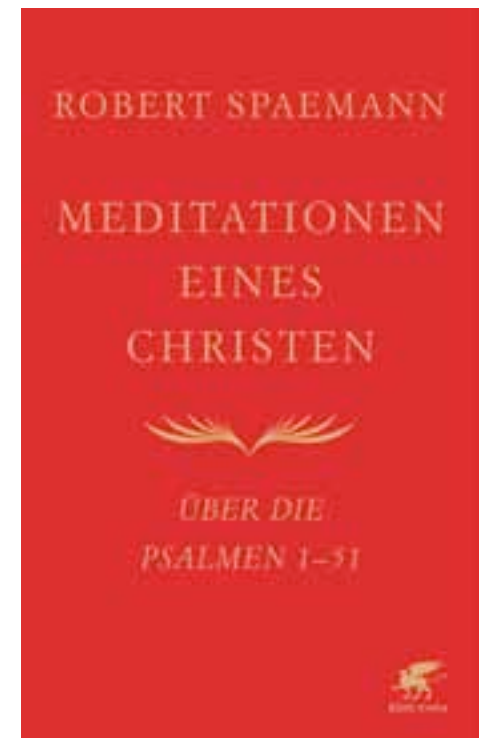
Der Katholik Spaemann ist Vertreter einer aristotelisch geprägten Naturphilosophie und verteidigt die Aktualität des Naturrechts. Freilich nicht in dem Sinn, dass die Natur eindeutige Normen lehrt, sondern die Natur uns die Möglichkeit gibt, unsere Handlungslegitimationen kritisch zu prüfen.

Spaemann glaubt gegen den postmodernen Zeitgeist an die universelle Vernunft. Anders als die Moderne, stellt er die Vernünftigkeit des christlichen Glaubens samt Offenbarungsanspruch in das Zentrum seiner Philosophie (vgl. R. Spaemann, *Das unsterbliche Gerücht*, 2007).

Begonnen hat Spaemann mit den Aufzeichnungen zu den Psalmen schon vor Jahrzehnten. Urs von Balthasar (1905–1988), der wohl beste Karl Barth-Kenner unter den katholischen

Theologen, bekam einige Text zu sehen und legte dem Autor eine Veröffentlichung nahe. Da Spaemann sie erst nach Beendigung seiner Lehrtätigkeit publizieren wollte, sind sie nun erschienen.

Spaemann spricht der historisch-kritischen Arbeitsweise durchaus einen Erkenntnisgewinn zu, konzentriert sich aber in diesem Buch auf die geistliche Aneignung der Texte. Der Schlüssel zum Verständnis der Psalmen ist für ihn „die Auslegung, die wir Jesus und den Aposteln verdanken. Sie setzt voraus, dass die Verfasser der Psalmen ‚vom Geist erleuchtet‘ waren, dass es sich also um prophetische Texte handelte, die – oft ohne Wissen der Verfasser – auf eine messianische Zukunft verweisen“ (S. 9). Spaemann liefert eine „Innenansicht“. „Religion hat eine ‚fromme‘ Innenseite und eine psycho-



logische, soziologische, kulturwissenschaftliche und phänomenologische Außenperspektive. Lebendig ist eine Religion nur kraft ihrer Innenseite. Wie es ist, verliebt zu sein, kann uns keine Psychologie oder Kulturosoziologie nahebringen. Wir müssen es schon erfahren haben“ (S. 10–11).

So, wie ein evangelischer Christ wahrscheinlich die Lutherübersetzung für eine Psalmenauslegung wählt, greift Spaemann auf die Übersetzung von Joseph Franz von Allioli und die Vulgata zurück. Die Verszählung orientiert sich an der Einheitsübersetzung.

Das Buch hat mich die letzten Wochen begleitet. Als Leser spürt man, dass Spaemann die großen Menschheitsfragen durchdacht und vielleicht durchlitten hat. Obwohl seine Gedanken nicht dem Anspruch der Wissenschaftlichkeit entsprechen wollen, sondern die eines anbetenden, offenbarungsgläubigen Laien sind, fehlt nirgends die Tiefgründigkeit. Die Sprache ist kraftvoll. Gelegentlich musste ich beim Lesen an Bonhoeffer denken. Ein ausführliches Beispiel. Zu: „Glückselig der Mann, der nicht wandelt im Rate der Bösen und auf dem Weg der Sünder nicht steht und nichts sitzt, wo die Spötter sitzen“ (Ps 1,1), schreibt Spaemann (S. 14–15):

„Gottlosigkeit ist jene Grundorientierung, in welcher der Mensch entweder Gott leugnet oder lebt, als ob Gott nicht wäre. Der Gottlose rückt sich selbst als

Individuum oder als Kollektiv in den Mittelpunkt, von wo aus er urteilt, was gut und schlecht, was schön und hässlich, was zu tun und zu lassen ist. Der Psalm spricht vom ‚Rat der Gottlosen‘, in dem der Unselige aus- und eingeht. Die Menschen mit der gottlosen Perspektive bilden einen ‚Rat‘, das heißt eine Verständigungsgemeinschaft. Zwar herrscht in dieser kein wirklicher Friede, denn wo Menschen sich selbst zum Mittelpunkt machen, wo sie einen babylonischen Turm bauen, da entsteht babylonische Verwirrung. Der Konflikt ist vorprogrammiert. Aber hinsichtlich der anthropozentrischen Perspektive sind sich die Gottlosen dennoch einig. Dass man keine ‚übernatürliche Hypothese‘ in die Beratung irdischer Dinge einführen dürfe, das bildet die gemeinsame Basis dieses ‚Rates‘. Wer den Weg der Seligkeit wählt, verkehrt nicht in diesem Rat, denn er kann sich mit jenen nicht verständigen, deren fundamentale Prämisse die Lüge ist.

Aus der Gottlosigkeit folgt die Sünde, das heißt das von Selbstsucht regierte Handeln, das bei aller Verschiedenheit in einem Punkt übereinstimmt: nicht mit der Ordnung Gottes übereinzustimmen. Die Sünder gehen einen ‚Weg‘. Dass der selige Mann ihn nicht geht, versteht sich von selbst. Aber so wie er im Rat der Gottlosen nicht beiläufig verkehrt, so ‚steht‘ er auch nicht am Weg der Sünder, das heißt, er hält sich gar nicht

in diesem Umkreis auf, weil er nämlich gar nicht ‚steht‘, sondern selbst geht, aber einen anderen Weg.

Schließlich die Spötter. Sie sitzen. Sie sind Zuschauer – Zuschauer, die ihr Vergnügen daran haben, wenn das Gute ‚entlarvt‘ wird. Sie liegen immer auf der Lauer, das Gute zu entlarven, weil sie seine Echtheit nämlich gar nicht wahrnehmen können. Sie lachen über die Tanzenden, weil sie die Musik nicht hören. Sie freuen sich, wenn der Gute der Dumme ist, denn für sie ist ein Leben aus göttlicher Perspektive ohnehin Dummheit.“

Das Buch wurde aufwendig gesetzt und gestaltet. Randglossen, wie die Psalmtexte farblich abgesetzt, bezeichnen die besprochenen Verse. Den stabilen Gewebebereinband schützt ein stabiler transparenter Schutzumschlag aus Kunststoff. Die aufwendige Gestaltung macht freilich das Buch auch teuer.

Der Leser, der sich an den hier und da zu findenden katholischen Bezügen nicht stört, wird das Buch genießen und durch die zahlreichen Gedankenanstöße und Querverweise bereichert, ermutigt und oft auch getröstet. Für mich war die Lektüre ein Gewinn.

Vorlesungskalender 2014

Studienzentrum München



aktuelle Termine finden Sie unter
www.bucer.de/muenchen.html



MARTIN BUCER SEMINAR



Mission durch Forschung

- Studenten werden an Forschung beteiligt, die christliche Ethik in das Herz der Gesellschaft trägt, z. B. durch unsere erfolgreichen Institute:
- Internationales Institut für Religionsfreiheit (Partner: Weltweite Ev. Allianz)
- Institut für Islamfragen (Partner: Deutschsprachige Evang. Allianzen)
- Eigenes Studienprogramm mit Schwerpunkt Islam
- Eigenes Studienprogramm mit Schwerpunkt Seelsorge
- Institut für Lebens- und Familienwissenschaft
- Institut für christliche Weltanschauung (Apologetik)

Abwanderung von Mitarbeitern verhindern

- Wir gründen Studienzentren gern in Regionen mit wenig ausgeprägter christlicher Infrastruktur, wo wir die Abwanderung wichtiger Mitarbeiter im Reich Gottes in sowieso gut versorgte Regionen verhindern wollen, z. B. Studienzentren in Chemnitz und Berlin für die neuen Bundesländer (keine Abwanderung nach Westen!)
- Studienzentrum Innsbruck und Linz zusammen mit dem Evangelikalen Bildungswerk in Österreich (keine Abwanderung nach Deutschland!)
- Studienzentrum Istanbul (keine Abwanderung in die USA!)

Fundierte Ausbildung für das Reich Gottes

- Gemeinde- und berufsbegleitend
- Studenten bleiben in ihren Gemeinden
- Anleitung zum eigenständigen Denken
- Vom Wachstum der weltweiten Gemeinde Jesu lernen
- Lehre und Forschung, Lernen und selbst entwickeln
- Das heißt, das Alte und Bewährte kennen lernen und völlig Neues erforschen



MARTIN BUCER SEMINAR

weitere Info's unter www.bucer.eu